

# Westpreussisches Volksblatt.

Erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage;  
Freitags mit dem Sonntagsblatt.

Insertionspreis pro 4-gesp. Petitzeile 15 Pfg.

Expedition:

Danzig, Francusgasse 3.

Abonnementspreis:

Für Heftige 1,50 M., incl. Botenlohn 2,00 M.;  
für Auswärtige bei allen deutschen Postanstalten 1,80 M.,  
incl. Postgeld 2,20 M.

№ 107.

Danzig, Freitag den 11. Mai 1888.

16. Jahrgang.

## § Schnitzel und Späne.

Es giebt kein interessanteres Schauspiel, als einen waschechten „Nationalgefinnten“ bei der Morgentoilette zu beobachten. Als undefinierbare Masse, die an knetbaren Thon erinnert, kriecht er aus dem Bette und greift, bevor sein wertiges Ich Form und Farbe annimmt, zur „Nordd. Allgemeinen“, um sich zu überzeugen, aus welcher Richtung der Wind weht, und ob der Köffelsprung der Politik einen Wechsel der „Ueberzeugung“ bedingt. Ist noch alles beim Alten, dann wird die schon gebrauchte Maske vorgebunden und in aller Gemütsruhe mit dem Bewußtsein Kaffee geschlürft, daß die nationale Gesinnung ohne neue Toilettenkünste einweilen noch ausreicht. Hat der Wind sich aber plötzlich gedreht, wie dies kürzlich der Fall war, dann geht ein ängstliches Zittern durch die Thonmasse, und mit einer Geschwindigkeit, die auf lange Uebung schließen läßt, wird ein neuer Mensch zusammengeknetet, geschminkt und gefärbt.

Treten wir in das Allerheiligste eines solchen Musterpatrioten ein: ein großes Barometer, welches den politischen Witterungswechsel anzeigt, hängt neben dem Waschtische und weist folgende interessante Skala auf: Sturm = Freisinn; böses Wetter = Zentrum; veränderlich = Konservativ; Sonnenschein = Freikonservativ; schönes Wetter = Nationalliberalismus, und sehr schönes Wetter = Er lächelt. Als Spiegel dient die „Norddeutsche“, hinter welcher eine Hezpeitsche steckt, mit der zur Erfrisung des Gemütes von Zeit zu Zeit die Kladderadatsch-Karikaturen Windhorsts und Richters gezeigelt werden.

Raum hat der Gefinnungsstüchtige einen Blick in den Spiegel geworfen, und sofort nimmt er die Blase mit der Ueberzeugungstreue aus der Brust heraus, schüttet den Inhalt in ein Abflußrohr, füllt die Blase mit einer neuen Substanz und setzt sie sich wieder in den Leib ein. Sofort hebt in der gefügigen Masse ein wunderbarer Verwandlungsprozeß an: was bisher gehaßt und verfolgt wurde, wird geliebt; was der Verachtung preisgegeben wurde, wird begeistert ans Herz gedrückt, und das Töpschen mit der Entrüstungsschminke, welche aus den Substanzen der „Unterrockpolitik“, des „treulosen England“, der „drei Viktorien“, dem „spekultativen Wattenberger“ und den „weiblichen Einflüssen“ zusammengemischt war, fliegt zum Fenster hinaus und macht einem anderen Schminktöpschen Platz, dessen Inhalt aus folgenden wohlriechenden Essenzen und Fettstoffen besteht: dankbare Erinnerung aller gut Deutschgefinnten an den Besuch der Königin Viktoria in Berlin, Zunahme der deutschen Sympathien für England und Erhaltung der Begeisterung für Rußland. Der patriotische Kartellbruder ist plötzlich ein ganz anderer Mensch geworden, und während er sein neues Ich wohlgefällig im Spiegel

betrachtet, murmelt er befriedigt: „Jetzt stehe ich wieder auf der Höhe der Situation. Es war aber auch die höchste Zeit, daß ich mich umkämpelte, sonst hätte ich noch gehaßt, was alles schon liebt.“ Statt russischen Kaviar verzehrt er ein halb rohes englisches Beefsteak zum Frühstück, denn er hat eben gelesen, daß die Königin Viktoria einem Maler zum einem Portrait sitzen will, welches sie der Fürstin Bismarck als Geschenk zu senden beabsichtigt.

Die Toilette ist aber noch nicht ganz vollendet, und eine gewisse Mangelhaftigkeit und Verlegenheit befällt dem Charakterdarsteller, denn er weiß nicht recht, was er mit Rußland machen soll, d. h. ob er diplomatisch lächeln oder grob schimpfen soll. Fürst Bismarck hat erklärt, er befürchte keine Friedensstörung weder von seiten Rußlands, wo der Zar den Panlawitschen keinen Einfluß auf die auswärtige Politik einräume, noch von seiten Frankreichs, denn die boulangistische Bewegung sei für Deutschland ganz bedeutungslos. Aber die Diffidolen haben plötzlich angefangen, anstatt vor Rußland zu wettkriechen, ihm die Zähne zu weisen, und da diese bekanntlich den Wind immer aus erster Hand bekommen, so glaubt auch unser Kartellbruder, gewaltig in die Backen blasen zu dürfen. Er rafft sich zu einer großen Entrüstung auf und trichtert sich folgende neue Ueberzeugung in die Gewissensblase: das Mißtrauen gegen den Zaren ist berechtigt, denn der Wattenberger verzichtete, aber Rußland hat den General Bogdanowitsch, den deutschfeindlichen Verfasser der Schrift über das französisch-russische Bündnis, zum vortragenden Rat im Ministerium ernannt; je mehr wir opfern, um so anmaßender und rücksichtsloser tritt man an der Nema auf; die deutsche Empfindlichkeit ist nachgerufen, und ich habe es immer gesagt, daß wir uns vor Rußland zu tief bücken, und daß jede Rücksichtnahme Deutschlands mit russischer Rücksichtslosigkeit beantwortet wird.

Der Nationalgefinnte schüttelt in überwallendem patriotischem Kraftbewußtsein die geballte Faust in der Richtung nach Osten, setzt sich eine getreue Kopie des Bismarckschen Schlapphutes aufs Haupt, steckt seinen leiblichen Adam in einen Mantel von Gummi und freut sich, auf dem patriotischen Refognoszierungswege alle seine Freunde in gleicher Weise verwandelt und herumgedreht zu sehen wie sich selbst. Die Getreuen aber schütteln sich die Hände und sagen stolz zu einander: „Wir sind Männer!“ Und wahrlich, die ganze Meute der Kreisblätter, die so lustig auf englisches Wild jagte und zurückgepfiffen wurde, wimmelt schon von Hebertäteln gegen Rußland, denn in ihrem Uebereifer gehen sie direkt über die Schnur, hauschen den kleinsten Wind zu Donnererschlägen auf, und man kriegt ordentlich Appetit, wenn man sieht, wie die offiziösen Kraftmenschen einen Rosaken zwischen den Kinnbacken haben und ihn zermalmen.

Nach so vielen Leiden und Drangsalen fühlten sich die armen Leute glücklich, ein Obdach und das Notwendige zum Leben gefunden zu haben. So gewöhnten sie sich rasch an die Einsamkeit und den Umgang mit ihren Leidensgefährten. Hier wenigstens brauchten sie weder Pacht noch Zehnten zu zahlen.

## VIII.

### Die Verlobten.

Niemand war froher über das Gelingen der Rettung Tomys, als Nelly. Durch Jack, ihren treuen Boten, hatte sie Nachricht von den Flüchtigen erhalten, und Tomy hatte ihr ein Billet mit dem Ausdrucke seiner glühendsten Dankbarkeit gesandt. Natürlich beeilte sich Nelly, den Zettel ins Feuer zu werfen; sie stand ohnehin schon im Verdacht, bei dem Ueberfalle die Hand im Spiele gehabt zu haben, und mußte sich deshalb hüten, diesen Verdacht zu nähren oder gar Beweise für ihre Beziehungen zu den Geächteten aufzubewahren.

Der Landlord hatte eine genaue Untersuchung über den Vorfall angeordnet, indes ohne jedes Resultat. Nelly wurde mehrere Mal verhört, ihre Wohnung durchsucht, aber sie wollte von nichts etwas wissen, und da der Verdacht gegen sie durch kein Beweisstück unterstützt wurde, so mußte der Richter davon absehen, sie festzunehmen. Nichtsdestoweniger hielten die Konstabler mit richtigem Instinkte daran fest, niemand anders als Nelly habe ihnen die Banditen auf den Hals geschickt, und sie schworen, daß das Mädchen ihnen doch noch einmal die davon getragenen Beulen und Wunden bezahlen sollte.

Das junge Mädchen nahm nach diesen Tagen der Aufregung ihr gewohntes Leben wieder auf. Aber der Eindruck des Erlebten blieb, Nelly war in wenigen Tagen total verändert. An Stelle des bisherigen jugendlichen

Jetzt läßt sich auch so schön wieder die „brennende“ Orientfrage ausmalen, denn die Agitationen auf Creta und in Macedonien, die Unruhen an der serbischen Grenze und in einigen Gegenden Bulgariens liefern ja prächtige Schlag Schatten dazu. Man nimmt es dem Fürsten Ferdinand nicht einmal mehr übel, daß er auf seiner Reise freundlich aufgenommen wurde und von der zu erstrebenden Unabhängigkeit des Landes sprach, — kurz alles ist mit einem Schlage anders geworden.

Und diese Chamäleons, die bei jeder neuen Windströmung sich häuten, erheben noch immer den Anspruch, die einzig maßgebende und ausschlaggebende Partei in Deutschland zu sein, und sie wundern sich, daß das deutsche Volk ihnen mehr und mehr den Stuhl vor die Thür setzt. Die Fektion, welche dem Kartellbunde neuerdings in Altona-Iserlohn erteilt worden, ist doch wahrlich deutlich genug, denn sie heißt nichts anders, als: der Nationalliberalismus solle sich seiner Wege scheren. Er hat im Laufe der Zeit so viel gesündigt, daß es in der That die höchste Zeit ist, daß die Konservativen ihm ihre Krücke, auf die er sich gestützt hat, entziehen. Der berühmte Kartellbund gleicht einer dünnen Eisddecke, welche nach allen Seiten hin Sprünge und Risse aufweist, und die unter den Sonnenstrahlen der wachsenden Erkenntnis aufhaut und zerfließt. Ich kann mir das melancholische Gefühl der Nationalliberalen lebhaft denken, denn wenn man so lange mit aus vornehmen Schüsseln gespeist hat, thut es weh, nur von den Brocken, die abfallen, leben zu müssen. Aber der Nationalliberalismus, der gleich dem sauren Bier und dem schlechten Gelde immer wiederkommt, weiß schon, wie's gemacht wird, um sich auf den Beinen zu halten: erstens schimpft er wacker auf die Konservativen, die keine Heerfolge mehr leisten wollen, droht ihnen, wie ein Schullehrer den unartigen Buben, und beschuldigt sie, von einer ganz wunderbaren Aufregung und einer Streitsucht befallen zu sein, die jeden Vorwand ergreife, um mit den übrigen Parteien Handel anzufangen; zweitens soll die böse Stichwahl von der Wahlfläche verschwinden. An einem Prügelknaben darf es ja nie fehlen, und so oft die Bennisianer eine Schlappe erleiden, soll das Wahlrecht sich eine neue Beschränkung gefallen lassen, — auf eine Verfassungsänderung mehr oder weniger kommt's den Leuten ja nicht an. Wenn übrigens die noch auf dem Papier der „Gegenwart“ stehende „große deutsche Verfassungspartei“, welche die Freikonservativen, die Nationalliberalen, die süßlamen Konservativen — natürlich ohne das rauchende Haupt — und die ehemaligen Sezessionisten in eine Hürde treiben soll, Fleisch und Blut angenommen haben wird, dann blüht auch wieder der Weizen des schwindsüchtigen Nationalliberalismus, der in seiner bekannten Bescheidenheit selbstredend die Führerrolle beanspruchen wird.

Frohstimm trat ein ernster Zug, der ihr fast den Ausdruck einer gewissen Schwermut gab. Ohne es sich selbst bewußt zu sein, vollzog sich in ihrem Herzen eine Wandlung, der Gedanke an Tomy nahm täglich mehr Raum in demselben in Anspruch. Was sie für eine Art Mitleid mit dem traurigen Gesichte ihres Jugendgespielen ansah, nahm unbewußt eine Wärme an, aus der sich naturgemäß zartere Gefühle entwickeln mußten. Der Gedanke an Tomy verfolgte sie überall und versenkte sie in oft stundenlange Träumereien.

Häufiger als sonst lenkte sie ihre Spaziergänge nach der Hütte von Mutter Jane, deren fortwährende Kränklichkeit einen guten Vorwand bot, die Einwendungen ihrer Eltern gegen diese Besuche zu beschwichtigen. Dort traf sie eines Tages Tomy. Sein Gebirgs-Kostüm stand ihm prächtig; seine Gestalt schien kräftiger, seine regelmäßigen und energischen Züge trugen einen Ausdruck der Ruhe und Zufriedenheit, den sie früher nicht an ihm gekannt hatte. Dazu ließ das abenteuerliche Leben, verbunden mit dem Prestige, das jeder Proskribierte genießt, ihn in jenen romantischen Bichte erscheinen, das junge Mädchen so leicht besticht.

Unter all' diesen Ereignissen und Stürmen hatte Nelly kaum einen Augenblick Zeit gefunden an ihren reichen Verlobten in Cork zu denken, und ihre Freude war nicht gerade übermäßig, als er plötzlich in Greenish erschien. Sie saß eben am Fenster mit einer Handarbeit beschäftigt, und schien sein Kommen nicht zu bemerken. Sie dachte an ihr Zusammentreffen vom Tage vorher mit Tomy und an die Innigkeit, mit welcher er ihr seinen Dank abgestattet.

„Was ist denn das für eine wichtige Arbeit, die meine liebe Nelly so ganz und gar in Anspruch nimmt?“ fragte William Boddy mit einem Anflug von Ironie.

(Fortsetzung folgt.)

[24]

## Zahn um Zahn.

(Eine Seite aus den Leiden Irlands, nach der Natur gezeichnet von Gabriele d'Arvor.)

Autorisierte Uebersetzung von Walter H\*\*\*.

Tomy war erschöpft von Anstrengung und innerer Bewegung; er trat deshalb in die Hütte, die ihm Clary als die seinige bezeichnet hatte. Der Boden war mit frischem Farrenkraut bedeckt, an den Wänden hingen Waffen und Kleidungsstücke, ein langer, platter Stein diente als Tisch, neben dem Herde standen und lagen einige plumpe Geschirre zur Vereitlung der Mahlzeit, die gewöhnlich in Kartoffeln und Milchspeisen, manchmal aber auch in Wildbret bestand.

Der junge Mann ließ sich auf das dürre Stroh fallen und schlief rasch ein.

„Der hat sicher in der vergangenen Nacht nicht geschlafen,“ meinte Clary lächelnd.

„Und uns ist es nicht viel besser ergangen,“ sagte Willy Boddey; das ist eine harte Prüfung, die wir seit einigen Tagen durchmachen!“

„Ach,“ seufzte Clary, „wir alle haben dasselbe oder ähnliches erlebt!“

„Das ist wahr, mein Freund, wir dürfen nicht vergessen, daß es noch viel unglücklichere Menschen giebt, als wir.“

Die Gebirgler hatten sich zerstreut, um die Hütten der Thirigen aufzusuchen.

Nach kaum einer Viertelstunde herrschte am See wieder eine Ruhe, als ob nicht das geringste vorgefallen wäre. Einige Tage später installierte Boddey seine Familie in einer kleinen Hütte, die durch den Tod des letzten Besitzers vakant geworden, und die nun von Tomy und seinen Brüdern rasch in einen wohllichen Zustand versetzt wurde.



Die Sache sieht sich furchtbar ernst an, aber sie ist doch voll unfeindlichen Humors, denn dieselben Leute, die sich seit langen Jahren in der Rolle gefallen haben, die Totengräber und Holzwürmer der Verfassung zu sein, streichen sich plötzlich verfassungstreue Schminke fingerdick auf die wackeligen, abgelebten Backen.

Die Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses boten so viel Interessantes, daß man mit wahrem Behagen auf dieselben zurückblickt. Das Bier soll in Zukunft bekömmlich, gesund und frei von Surrogaten sein; aber die Sache ist so wichtig, daß das Reich sie in die Hand nehmen wird, und wer weiß, ob nicht schon im nächsten Jahrhundert der Abg. Scheben auf den Wirtschaftsschilbern die Stelle des Gambirius einnehmen wird. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, dürfen auch die Landleute hoffen, daß man in absehbarer Zeit ernstlich erwägen wird, ob es thöricht sei, der Frage näher zu treten, daß der Schaben, den das Wild den Aedern verursacht, ersetzt werden soll, denn selbst die Konjunktiven, die doch große Jäger vor dem Herrn sind, haben sich bei der dritten Besung zu der Ansicht bekehrt, daß der Ackerbau dem Jagdvergnügen vorangeht, und daß die mit dem Schweiß des Landmanns gedüngten Acker nicht so ohne weiteres zerstampft und aufgewühlt werden dürfen. So wenig ein Finanzminister es sich gefallen lassen würde, wenn jemand käme und wollte ein sauber ausgearbeitetes Steuerprojekt besudeln, eben so wenig brauchen die Bauern es sich gefallen zu lassen, daß die Säuen die sauber bestellten Aeder ruinieren, — aber merkwürdig, wer den berechtigten Klagen der schwer geschädigten Landleute Ausdruck giebt, kommt nach der Ansicht des Herrn v. Rauchhaupt mit „agitatorischen“ Anträgen! Aber man darf sich über nichts wundern, denn wenn jemand für die Volksvertretung das Recht in Anspruch nehmen will, die Regierung zu ersuchen, darauf hinzuwirken, daß in Zukunft die mehrfach vorgekommenen wahlkreisgeometrischen Kunststücke mit ihren gefegwidrigen, polypenartigen Verzerrungen unterbleiben, der ist nach Ansicht des Ministers v. Puttkamer „eine richtige demokratische Natur,“ die sich mit „extravaganten Behauptungen“ über Gesetz und Verfassung hinwegsetzt! Also die Volksvertreter haben nicht das Recht, die Verwaltung zu kontrollieren, sie dürfen nicht die Wünsche des Volkes gegenüber den Maßnahmen der Regierung zum Ausdruck bringen, — aber eines dürfen sie noch: Steuern bewilligen. Die Urwahlbezirke mögen wie eine Giraffe oder ein Känguruh aussehen, das thut nichts, wer aber in seinem beschränkten Unterthanenverstande die Regierung befragt, weshalb sie solche Kunststücke liebt, der ist ein widerborstiger Demokrat. Nun, ein klein wenig Haare hat das Haus der Abgeordneten doch noch auf der Zähnen, denn es leuchtete dem Minister grümblich heim, und dessen Gesichtsfeld soll einem moralischen Katzenjammer sehr nahe verwandt und verschwägert sein.

Man kann nicht behaupten, daß die preussischen Landboten Großes geleistet haben, aber sie haben doch gegen die Verleumdung von Korporationsrechten an geistliche Orden keinen Widerspruch erhoben. Manchem eingefleischten Kulturpauker mag dies eine harte Pille gewesen sein, aber es gehört nicht mehr zum „guten Tone,“ gegen die Ordensleute zu heizen — nur in Baden darf man sich den Luxus noch erlauben, — und so schwiegen denn die Herren in Berlin in sieben Zungen. Was sie nicht sagen wollten, sagten aber nationalliberale Blätter, die ganz entsetzt die Hände über den Kopf zusammenschlugen und behaupteten, daß die großen Summen, welche an die „tote Hand“

zurückgegeben werden sollen, in weiten Kreisen Beunruhigung hervorrufen würden. In der Unterstützung des Klosterwesens erblickten sie eine Gefahr für den modernen Staat, denn die geistlichen Schulen, sagen sie, sind von jesuitischem Geiste durchtränkt und ein brauchbares Werkzeug in dem Kampfe der Kirche gegen die Keger. Schrecklich! Solche Herzensergüsse zeigen den Katholiken wieder einmal, welches die Instinkte der Nationalliberalen in kirchenpolitischer Beziehung sind, und bringen ihnen aufs neue die Notwendigkeit zum Bewußtsein, diese Partei immer und überall zu bekämpfen.

Der freundliche Leser möge es den Kartellbrüdern aufs Kernholz schreiben, daß ich mich heute ungebührlich lange mit ihnen beschäftigt habe und somit nicht dazu gekommen bin, der parlamentarischen Kabbalereien in Österreich, der Boulanger-Seuche in Frankreich und der irischen Frage Erwähnung zu thun, — aber das Hemd ist mir näher als der Rock, und was nicht ist, kann noch werden.

## Politische Übersicht.

Dauzig, 11. Mai.

Die Besserung in dem Befinden des Kaisers hält an. Da die Eiterabschöpfung und der Hustenreiz nachgelassen haben, hatte der Patient gestern eine ziemlich gute Nacht und genoß besonders einen erquickenden Morgenschlummer. Infolge dessen wurde auch gestern kein offizielles ärztliches Bulletin ausgegeben. Dagegen nahm Mackenzie einen Wechsel der Kanüle vor. Dabei zeigte sich der „Nordd.“ zufolge das erfreuliche Resultat, daß die äußere Umgebung des Wundkanals, welche stark entzündlich gewuchert war, abgeschwollen, benarbt und fast gänzlich frei von entzündlicher Reaktion ist. Unter diesen günstigen Umständen gestatteten die Aerzte dem Patienten auch das Verlassen des Bettes. So konnte der Kaiser um 11 Uhr die Frau Kronprinzessin, welche mit ihrem ältesten Söhnchen erschienen war, im Arbeitszimmer empfangen. Bereits hat im Park zu Charlottenburg die Aufstellung des für den Kaiser konstruierten Zeltes stattgefunden. Um dem Kaiser den Weg nach dem Park zu erleichtern, wird in Berlin ein besonders konstruierter Stuhl angefertigt, auf dem der Leidende die Treppe hinab und hinauf getragen werden kann. Die Hauptaufgabe der Aerzte bleibt aber immer noch die Beseitigung des Fieberzustandes. Erst dann kann sich das Allgemeinbefinden heben. Laut der „Post“ ist aber nach ärztlichem Ausspruch die Widerstandsfähigkeit des Kranken so stark, daß für die nächste Zukunft ernste Komplikationen nicht zu befürchten sind. Die Reise der Kaiserin nach dem westpreussischen Ueberschwemmungsgebiete wird aber erst stattfinden, wenn eine entschiedene Besserung eingetreten sein wird.

Der „Observ. Fr.“ schreibt: Die Verhandlungen zwischen dem apostolischen Stuhle und Deutschland hinsichtlich der Anwendung der letzten kirchenpolitischen Gesetze werden fortgesetzt. In diesen Tagen wurden einigen Bischöfen Instruktionen gegeben. Die Situation läßt sich zusammenfassen in den Worten: Deutschland weist jedes Element zurück, welches einen Konflikt herbeiführen könnte. Von Bayern kommen bessere Nachrichten. Die Bischöfe haben in einem Kollektivschreiben auf die Eucharistie des Papstes noch nicht geantwortet, indessen haben mehrere Bischöfe persönliche und besondere auf die päpstlichen Ideen und

deren Anwendung im praktischen und kirchenpolitischen Leben bezügliche Briefe eingeschickt.

Der zweite deutsche Pilgerzug nach Rom zur Jubiläumsfeier des hl. Vaters ist am Mittwochabend 5 1/2 Uhr in Rom eingetroffen. Am Sonntag reisten zu gleicher Zeit von München, Freiburg und Frankfurt a. M. im ganzen 220 Pilger ab, denen sich bei der Ankunft in Rom noch gegen 100 weitere Pilger angeschlossen, welche schon früher dorthin gereist waren, aber der Audienz bei Sr. Heiligkeit mit den Reisenden des Pilgerzuges gemeinsam bewohnen werden. Dieser zweite Pilgerzug wurde veranstaltet, um denjenigen Deutschen, welche im Februar nicht abkommen konnten, Gelegenheit zu bieten, die heilige Stadt während der Jubiläumsfeierlichkeiten zu besuchen. Diesmal beteiligten sich namentlich viele Pilger aus Hannover, Oldenburg und Westfalen. Der Pilgerzug wird von dem Fürsten zu Löwenstein, dem Präsidenten des deutschen Komitees für die Sekundizfeier Sr. Heiligkeit, selbst geführt. In Bologna trafen die Züge zusammen und fuhren von da gemeinschaftlich über Vissini nach Rom. Das Wallfahrtskomitee hatte diesmal die Quartierfrage sowohl unterwegs als auch in Rom selbst zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst, so daß die Mißstände vermieden wurden, welche beim ersten Pilgerzuge infolge zu später Anmeldung vieler Pilger eingetreten waren. Die Zeit der feierlichen Audienz beim hl. Vater ist noch nicht endgültig bestimmt.

Der „Staatsanz.“ meldet, daß zwei katholische Theologen, die bisherigen außerordentlichen Professoren Dr. Adam Kramusky zu Breslau und Dr. Ernst Commer zu Münster, zu ordentlichen Professoren an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau ernannt sind.

In der Wochenschrift „Nation“ beklagt der freisinnige Abg. Dr. Barth als Zeichen der Zeit die „Unwahrhaftigkeit in der Politik“. Er hat damit in ein offizielles Wespennest gestochen. Die „Nordd.“ scheint sich getroffen zu fühlen, denn von ihr schallt ein grobes Echo als Antwort zurück. Wir begreifen das, denn das ehrenwerte Blatt hat bis heute selbst seine Fünkereien über die Ordensfrage in Posen und manches andere Märchen noch mit keinem Worte richtig gestellt.

Von den neuen Doppelkronen, die im Betrage von 10 Millionen Mark mit dem Bilde Kaiser Friedrichs ausgeprägt werden sollen, sind bereits annähernd für 2 1/2 Millionen Mark von der Berliner Münze an die Reichsbank abgegeben worden. Der nach rechts schauende Kopf des Kaisers ist von der Seite aufgenommen und zeigt, der Wirklichkeit entsprechend, eine große Ähnlichkeit mit dem auf den Münzen gleichfalls von der Seite aufgenommenen, nur nach links blickenden Kopfe des Großherzogs von Baden. Die Ausführung und Prägung ist gleich vorzüglich. Die Umschrift lautet: Friedrich, deutscher Kaiser, König von Preußen. — Die neuen bayrischen Goldmünzen, welche soeben in der Münchener Münze fertig gestellt wurden, zeigen auf ihrer Aversseite den sehr jugendlich gehaltenen Kopf Sr. Majestät des Königs Otto, darum die Schrift: „Otto, König von Bayern.“ Der Kopf mit linksseitig gekrümmtem Haar, kleinem Schnurrbartchen, erinnert an des Großvaters Kopf, König Ludwig I., wie er auf Münzen in den 30er Jahren vorkommt. Die Reversseite ist gleich den bisher herausgegebenen Zehn- und Zwanzigmarkstücken, in welchen Wertorten auch die neuen bayrischen Goldmünzen zu Anfang der nächsten Woche in den Verkehr gelangen sollen.

Wie aus Kreuznach berichtet wird, soll Geheimrat Professor v. Gneist bei der am Dienstag nach Pfingsten stattfindenden Grundsteinlegung des Gütten-Siedingens Denkmals die Festrede halten. Die Wahl des Festredners ist die denkbar glücklichste. Ulrich von Hutten hat einen

## Die Lebensversicherung der Wehrpflichtigen.

Die älteste Lebensversicherungsbank aus der Gegenseitigkeitsklasse, die Gothaer, welche bisher durch ihre solide Schwermüßigkeit sich ausgezeichnete, ist plötzlich zum Hecht im Karpenreich geworden, indem sie den radikalen Beschluß faßte, die Lebensversicherung auf die Kriegsgefahr aller Wehrpflichtigen (Berufssoldaten ausgenommen) unbedingt auszuweiten, ohne Erhebung einer Zuzuschußprämie.

Der Beschluß hat eine große Bewegung in den interessierten Kreisen hervorgerufen. Man fühlt, daß die Gothaer Gesellschaft ein Beispiel gegeben hat, welches aus inneren und äußeren Gründen sich Nachahmung erzwingen wird. Aber viele Gesellschaften sind vorläufig außerstande, den „Sprung ins Dunkle“ der alten, gutfundierten Konkurrentin nachzumachen, ohne sträflichen Leichtsinnes schuldig zu werden. Von anderer Seite macht man geltend, daß es ein Unrecht gegenüber den nicht-wehrpflichtigen Versicherten sei, ihre wohlverworbenen Rechte ohne weiteres mit diesem neuen großen Risiko zu belasten, welches beim Abschlusse ihres Vertrages noch ausdrücklich ausgeschlossen war.

Freunde der Gothaer Gesellschaft behaupten, daß dieselbe ihren Beschluß in „patriotischem Aufschwung“ aus Anlaß der letzten Wehrgefeß-Rede des Reichstanzlers und der einmütigen Bewilligung der großen Verstärkung des Kriegsheeres seitens des Reichstages gefaßt habe. Hoffentlich sind die Leiter der Lebensversicherungsbank in Gotha in ihrem Bureau nächsterne Geschäftsleute und bloß privatim politische Enthusiasten. Das neue Wehrgefeß, welches den Kreis der Einberufungsordere in Kriegszeiten auf mindestens 700 000 Männer mehr ausdehnt, war gewiß ein Anlaß für die Leiter der Versicherungsanstalten, die Frage der Versicherung gegen Kriegsgefahr neuerdings in Erwägung zu ziehen. Da werden sich nun die Gothaer gefaßt haben: Wir wollen mal allen Konkurrenten in weitem Vorsprung vorausziehen, wir können uns das ja erlauben. Es ist das eine kluge Ausnutzung der Situation. Wollten die Gothaer wirklich einen Akt des selbstlosen Patriotismus setzen, so hätten sie größere Verdienste als durch das einseitige, nicht überall nachzunehmende Vorgehen sich dadurch erwerben können, daß sie eine allgemeine Beratung und ein allgemeines Vorgehen der Lebensversicherungs-Anstalten veranlaßten. Jetzt ist bloß den Wehrpflichtigen unter den Kunden der Gothaer Gesellschaft geholfen; bei einer Einigung der Gesellschaften wäre allen geholfen.

Wenn es noch keine wohlverworbenen Rechte von Versicherten gäbe und heute die ersten Lebensversicherungen in Deutschland abgeschlossen werden sollten, so könnte man einfach verfügen: Die Kriegsgefahr gehört im Lande der allgemeinen

Wehrpflicht zu den normalen Sterblichkeitsfaktoren, sie steht auf derselben Stufe mit allen andern Thätigkeiten, welche eine gewisse Gesundheits- und Lebensgefahr in sich schließen, wie Reiten, Reiten, Jagen, Baden u. oder wie gewisse gefährliche Funktionen des weiblichen Körpers, und es soll deshalb nicht statthaft sein, an die Erfüllung der Wehrpflicht einen Nachteil gegenüber andern Versicherten zu knüpfen. Wäre diese Vorschrift von Anfang an in Geltung gewesen, so hätten die Lebensversicherungen das Kriegsrisiko in ihren Wahrscheinlichkeits-Rechnungen berücksichtigt, und die der Versicherung beitretenden Nicht-Wehrpflichtigen wären sich bei Abschluß des Vertrages bewußt gewesen, daß sie das Kriegsrisiko mittragen müßten. Die Sache ist nun einmal verpfuscht; will man sie wieder in Ordnung bringen, so muß man die Sicherheit der alten Versicherungen unberührt lassen, auch da, wo die Verwaltung aus formal-juristischen Gründen eine gerichtliche Klage der alten Versicherten nicht zu fürchten hat.

Zur Lösung dieser Frage liefert nun die Stettiner Lebensversicherungsgesellschaft „Germania“ einen Beitrag, welcher Beachtung verdient. Die Verwaltung dieser Anstalt will Vorschläge in folgender Richtung machen. Es soll eine besondere Kriegsreserve gebildet werden, die Höchstsomme der gegen Kriegsgefahr zu bedeckenden Versicherung soll 30 000 M. für das Leben betragen; die Auszahlung erfolgt erst nach dem Friedensschlusse, wenn die ganzen Kriegsschäden festgestellt sind, und nur insoweit, als die Kriegsreserve es gestattet. Dieser Vorschlag hat zunächst den Nachteil, daß der in den Kampf ziehende über die volle Auszahlung der versicherten Summe nicht ganz beruhigt ist; doch soll der Kriegsreservecfonds aus gewissen Teilen der allgemeinen Reserve, aus Prozenten aller Prämien und den Gewinn-Anteilen der wehrpflichtigen Versicherten so stark dotiert werden, daß in fünf Jahren schon etwa 6 Millionen angesammelt sein würden, wodurch schon 1000 Versicherungen zu 6000 M. durchschnittlich gedeckt wären. Und daß 1000 Mitglieder einer einzigen Versicherungsanstalt im Kriege fallen sollten, ist doch nicht wahrscheinlich. Wenn wir den Vorschlag der Stettiner recht verstehen, so sollen die sog. „Gewinnanteile“ den wehrpflichtigen Versicherten vorenthalten und in den Kriegsreservecfonds abgeführt werden; das würde eine Extraprämie für die Wehrpflichtigen bedeuten, allerdings in weniger empfindlicher Form. Andererseits werden nach dem Stettiner Vorschlage auch die Nicht-Wehrpflichtigen zu dem Kriegsrisiko herangezogen, und zwar nicht bloß mit ihren zukünftigen Beiträgen, sondern auch durch die Ueberführung eines Teiles der schon bestehenden allgemeinen Reservemittel in die besondere Kriegsreserve. Diese Heranziehung der nicht-wehrpflichtigen Versicherten ist aber ungleich milder, als bei den Gothaern, und was die Hauptsache ist, die bisher Versicherten erleiden keine nennenswerte Verringerung der Sicherheit ihrer Ansprüche.

Um die Einzelheiten solcher Vorschläge gründlich würdigen

zu können, müßte man in die Technik der Anstalten und zugleich in die ganze Geschäftslage vollständig eingeweiht sein. Nach der allgemeinen Beurteilung vom Seitenstandpunkte stellt sich der Stettiner Vorschlag als ein Fortschritt auf der rechten Bahn dar. Den Kriegsereservecfonds betrachten wir als eine gute Ueberleitung zu dem normalen Zustande der Gleichstellung der Vaterlandsverteidiger mit den Nicht-Wehrpflichtigen. Wenn der besondere Reservecfonds eine solche Höhe erreicht hat, daß das Kriegsrisiko gedeckt erscheint, so wird man mit der Zurückhaltung der Gewinnanteile der Wehrpflichtigen, mit der Beschränkung des Höchstbetrages und mit der Klausel, betreffend der Vollzahlung allmählich aufräumen, der besondere Fonds wird in den allgemeinen zurückgeführt, und alle Versicherten haben dann gleiche Lasten und gleiche Rechte.

Ob und in wie weit der Weg zu diesem Ziele mit Hilfe von Rückversicherungen oder Ausgleichung des Kriegsriskos unter verschiedenen Gesellschaften sich abkürzen läßt, mögen die Fachmänner prüfen. Eine sachkundige Stimme in der „Nat.-Ztg.“ macht darauf aufmerksam, daß schon 15 bis 20 Aktiengesellschaften in einem „Deutschen Kriegerversicherungs-Verein“ verbunden, daß aber wahrhaft wertvolle Ergebnisse daraus noch nicht hervor gegangen seien, was um so mehr sich begreifen lasse, da diesem Verein überwiegend die jüngeren Unternehmungen angehören, die sich einer großen neuen geschäftlichen Gefahr am meisten gewachsen fühlen können. Diese Bemerkung rechtfertigt die Wiederholung der Mahnung, daß auch die älteren, mehr leistungsfähigen Gesellschaften in dieser Frage sich weniger von ihren individuellen Neigungen, als vom Gemeinsinn leiten lassen möchten. Denn es handelt sich in der That um eine Frage des öffentlichen Wohles, welche durch die neue Wehrordnung besonders dringlich geworden ist. Gerade die Zahl derjenigen Kriegsdienstpflichtigen, welche Frau und Kinder zu versorgen haben und also ein besonderes Bedürfnis zur Versicherung ihres Lebens fühlen, ist durch das neue Wehrgefeß sehr erheblich vermehrt, vielleicht sogar verdoppelt worden. Für dieses neue Bedürfnis müssen neue Mittel gesucht und gefunden werden.

Die Staatssozialisten haben schon Miene gemacht, an die Verstaatlichung des Versicherungswesens zu gehen. Die bestehenden Privatanstalten können sich nicht besser in ihrer Existenz und in ihrer Freiheit schätzen, als durch tüchtige Leistungen, welche den neuen Bedürfnissen fortlaufend gerecht werden. Auch vom rein geschäftlichen Standpunkte ist ein steter Fortschritt mit der nötigen Vorsicht das Vorteilhafte. Man kann nur von Herzen wünschen, daß das solide Versicherungsgeschäft blühe und sich stets weiter entwickle. Denn wie die Zwangsversicherungen von Reichswegen, so ist auch die freiwillige Versicherung, namentlich diejenige, welche die Versorgung der Hinterbliebenen beim Tode des Ernährers bezweckt, ein höchwichtiges Mittel zur Verhütung wirtschaftlicher Unglücksfälle und sozialer Mißstände.



Kedner bitter nötig, „der alles beweisen kann“, und das wird Herr v. Gneist bestens besorgen.

\* **König Wilhelm von Holland** soll so schwer erkrankt sein, daß man das schlimmste befürchtet. Derselbe ist der letzte männliche Sprößling des Hauses Oranien. Die jetzt achtjährige Tochter würde ihm auf dem Throne folgen, wenigstens in Holland; wie die Thronfolge im Großherzogtum Luxemburg sich gestalten würde, darüber herrscht im allgemeinen noch Dunkel. — Die Königin Emma von Holland, eine Tochter des Fürsten von Waldeck, hat 1000 Gulden für die deutschen Ueberschwemmten gespendet.

\* In **Frankreich** schmieden die Freimaurer wieder ein neues Komplott gegen den Katholizismus, das aber vor der Zeit durch den wackeren Leo Taxil, welcher die Mache genau kennt, weil er selbst lange Zeit Freimaurer gewesen ist, in seinem Anti-Freimaurerblatte „La Petite Guerre“ enthüllt worden ist. Man will nämlich die Pilgerzüge nach Lourdes unterdrücken. Dazu wurde vor neun Monaten in Lourdes selbst die Loge „Nationalwille“ gegründet, von deren Mitgliedern aber nur zwei in Lourdes ansässig sind. Mit Hilfe dieser Loge und den bekannten Mitteln soll der Stadtrat von Lourdes in liberale Hände gebracht werden; ist dies gelungen, so werden bei Gelegenheit von Wallfahrten Ruhestörungen in Szene gesetzt, infolge deren dann der liberale Stadtrat die bisherigen Prozeffionen nach der Grotte verbietet, natürlich „im Interesse der öffentlichen Ordnung.“ Am 15. v. M. sind etwa zwanzig Freimaurer von auswärts nach Lourdes gekommen und haben sich als Loge konstituiert. Im nächsten Jahre, dem Jahre des Revolutions-Jubiläums, soll in Lourdes ein Freimaurer-Konvent der Logen des südlichen Frankreichs gehalten werden.

\* Fürst Ferdinand von **Bulgarien** sagte vor einigen Tagen auf einem Bankett in Tirnowo u. a.: „Die jüngsten Ereignisse in meinem Vaterlande bezeugen die Stärke Bulgariens, sie haben der ganzen Welt gezeigt, daß die bulgarische Nation, wenn auch klein, doch stark ist, und daß ihre Kräfte sich auf eine einzige Idee konzentrieren, die Idee der Unabhängigkeit Bulgariens. Diese Ergebnisse für das Vaterland, diese moralische Stärke waren namentlich die Ursachen, welche mich bestimmten, die Wahl durch die große Sobranje anzunehmen. Diese Stärke fließt mir ein starkes Vertrauen auf eine glänzende Zukunft Bulgariens ein.“

\* Die Verhandlungen **Rußlands** mit dem Vatikan sind, wie glaubwürdig verlautet, noch nicht abgebrochen, aber sie schreiten sehr langsam vor, weil Rußland der „Pol. Korr.“ zufolge Ansprüche macht, die der heilige Stuhl, ohne das katholische Polen vor den Kopf zu stoßen, nicht acceptieren kann. In den letzten Tagen nun hat auch die russische Presse die Unterhandlungen zum Gegenstande ihren Erörterungen gemacht. Sie lamentiert, daß Rom viel fordere, aber wenig bewilligen wolle. Man kennt diese russischen Entstellungen; keine Presse ist, neben unserer nationalliberalen, im Lügen so geübt wie die russische. Dem heiligen Stuhle aber legt die Thatsache, daß Rußland seine früheren Zusagen nicht erfüllt hat, kurz darauf seine Verfolgungen wieder aufnahm und sie bis zum heutigen Tage rücksichtslos fortsetzt, die größte Vorsicht auf. In letzter Zeit sucht man schon nicht bloß die Uniten, sondern auch dem lateinischen Ritus angehörige Katholiken zwangsweise dem Schema zuzuführen. Sicher werden die Kirchenfürsten, welche mit den polnischen Pilgern in Rom erschienen, dem heiligen Vater sowohl die Lage wie auch die Ziele Rußlands wahrheitsgemäß geschildert haben. Das gewährt die Bürgschaft, daß der heilige Stuhl, gründlich informiert, das Richtige Rußland gegenüber trotz dessen Listen treffen wird.

## Totales und Provinzielles.

**Danzig, 11. Mai.**

\* [Prozeß der Provinz Ostpreußen wider Westpreußen.] Die Streitfrage, welche zwischen den Provinzen Ost- und Westpreußen hinsichtlich eines Betrages von 15 766,58 Mark, den Westpreußen zur Instandsetzung der von der ostpreussischen Verwaltung ausgebauten Chausseestrecke Löbau-Polodzeiken aufgewendet hat, bei dem Oberverwaltungsgericht schwebte, ist nunmehr, und zwar zu Ungunsten der Provinz Westpreußen entschieden worden.

-a- [Schwurgericht.] Die zweite Anklage am Mittwoch betraf den Arbeiter Karl Haase aus Reichenberg. Derselbe war der versuchten Mordnacht beschuldigt. Das Verdict der Geschworenen lautete auf Nichtschuldig, worauf der Angeklagte von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen freigesprochen und aus der Haft entlassen wurde. — Heute wurde zunächst gegen den Bauer Lorenz Gron aus Storzewo wegen Meineides verhandelt. Bei der Ermahnung der Zeugen zur Aussage der Wahrheit hebt der Herr Vorsitzende besonders hervor, es sei nicht unwahrscheinlich, daß aus diesem Prozesse weitere Meineidsprozesse entstehen dürften, und daß in diesem Falle sofortige Verhaftungen eintreten können. Das Objekt, welches diesem Meineide zu Grunde liegt, ist wieder ein sehr geringes; es handelt sich um 12 M. 30 Pf. Pfandgelder, welche der Besitzer Fleischer für den Schaden, welchen die auf seinen Acker übergetretenen Gänse des Besitzers Szuczynski verursacht haben, von dem letzteren beansprucht hatte. In diesem Prozesse war der Angeklagte als Belastungszeuge geladen, und bekundete derselbe eidlich am 12. Januar d. J. vor dem Kreisamtschusse zu Berent, daß er gesehen, wie in den Tagen vom 24. bis 28. Mai täglich 28 Gänse des Szuczynski auf den Fleischer'schen Acker übergetreten seien und dort geweidet hätten, am 29. Mai v. J. sei dasselbe von 25 Gänsen geschehen. Diese Aussage soll seit längerer Zeit mit Szuczynski wegen Grenzstreitigkeiten in Feindschaft lebe. Der Angeklagte bestreitet die Thatsache der Anklage, er habe in jenem Termin die reine Wahrheit gesagt, und die Zahl der Gänse an jenem Tage sofort in sein Notizbuch verzeichnet. Die Beweisaufnahme liefert ein trau-

riges Bild von Zeugen, die sich gegenseitig vielfach widersprechen; unter den Zeugen befinden sich aber auch Personen, die vielfach und auch bereits mit Zuchthaus bestraft sind. Nach der Beweisaufnahme beantragt die Staatsanwaltschaft das Nichtschuldig in Beziehung der Frage des wissentlichen und auch des fahrlässigen Meineides auszusprechen. Der Verteidiger, Herr Rechtsanwalt Keruth, schließt sich diesem Antrage, weitere Ausführung über das Beweisresultat machend, an. Die Geschworenen sprachen in ihrem Verdict die Nichtschuld des Angeklagten aus, und hierauf erfolgte die Freisprechung des Angeklagten.

\* [Unfallversicherung.] Noch immer wird die Wahrnehmung gemacht, daß Arbeitgeber, welche unfallversicherungspflichtig sind, ihren Gewerbebetrieb nicht zur Unfallversicherung angemeldet haben. Jetzt, beim Beginn der Außenarbeiten, erscheint es als geeignete Zeit, dieselben an die Erfüllung ihrer Pflicht zu mahnen. Die Anmeldungen erfolgen bei der Polizeibehörde bezw. dem Sektionsvorstande der betreffenden Berufs-genossenschaft.

\* [Militärisches.] Beim Danziger Landwehr-Bataillon sind als Landwehroffiziere infolge der neuen Armee-Organisation wieder eingetretet: die Premier-Leutnants Blagemann, Bahig, Claus, Reimold, die Sekonde-Leutnants Böhlte, Richter, Speiler, Meyer, Römer, Ferber, Stäck, Lucas, Münsterberg, Weiß, Schaefer, Störmer, Janzen bei der Infanterie, Premier-Leutnant Böhlisch von der Feldartillerie, Assistenzarzt erster Klasse Dr. Schröder vom Sanitätskorps. Beim Landwehrbataillon Pr. Stargard sind wieder eingetretet die Premier-Leutnants Olmeyer, v. Leipziger, die Sekonde-Leutnants Winkelhausen, Lück, Leipold, Thode, Leopold; beim Landwehrbataillon Marienburg: Premier-Leutnants Störmer, Neumann, Hartmann; beim Landwehrbataillon Neustadt: Premier-Leutnants Lemde, Gumprecht, Bauert, Sekonde-Leutnants Mieran und Siefer.

\* [Personalien.] Der Strafsanktions-Inspektor Küster ist von Breslau nach Rawa versetzt. — Der Regierungsbauführer Martens in Elbing ist zum Regierungsbaurath ernannt. — Der Kataster-Sekretär Dorman ist von hier nach Berent versetzt und der bisherige Kreis-Wundarzt Dr. Herrmann zu Wehlau zum Kreisphysikus des Kreises Reidenburg ernannt worden.

\* **Berent, 10. Mai.** Gestern vormittag kurz nach 9 Uhr brach bei starkem Sturm im Stallgebäude des Gastwirts J. Armanski zu Woitoftwo, in unmittelbarer Nähe der hiesigen Stadt und gegenüber dem St. Marienstift belegen, Feuer aus, welches sich bald der angrenzenden Scheune und dann dem Gasthause mittheilte. Obgleich die städtische und freiwillige Feuerwehr gleich zur Stelle war, wurden diese Gebäude total eingeeäschert. In den Flammen sind drei Pferde, zwei Kühe und mehrere Schweine umgekommen. Mobiliar und Immobilien waren versichert. Der Besitzer des Grundstücks war nicht einheimisch. Man vermutet Brandstiftung. — In den letzten Tagen hat der Entzeignungs-Kommissar, Herr Regierungsrat Wezel mit einigen Interessenten wegen Ermittlung und Feststellung der Entschädigung für den zum Bau der Eisenbahnlinie Berent-Hohenstein abgetretenen Grund und Boden verhandelt. Es wurde endlich eine Einigung erzielt, und die Gesamt-Entschädigungssumme im Stadtgemeindebezirk Berent beträgt 30 000 M., wozu die Stadt nach einem Beschlusse ein Drittel beizutragen hat. — Am 26. und 27. Mai cr. findet hier das Ober-Ersatzgeschäft statt.

\* **Christburg, 9. Mai.** Gestern Abend kam der Präsident der Regierung zu Marienwerder, Herr v. Massenbach hierher und hielt sogleich nach der Ankunft mit dem hiesigen Komitee für die durch Ueberflutung des Sorgeflusses Verunglückten eine Sitzung ab, welcher auch der Herr Kreislandrat Wessel beizuhobte. Es handelte sich um die Verteilung von 5000 M. an solche Verunglückte, deren Häuser bedeutenden Schaden erlitten, aber noch stehen und reparierbar sind, und um Verteilung von 3900 M. zu sanitären Zwecken bei solchen Häusern, wie Trockenlegung von Kellern, Fußböden, Wänden etc. Beide Summen sind vom Provinzialkomitee für Westpreußen aus den Fonds, welche von verschiedenen Seiten gesammelt und dort niedergelegt worden, der Stadt Christburg bewilligt. Natürlich sollen beide Summen nur dann erst verausgabt werden, wenn die Reparaturen und die sanitären Maßregeln wirklich ausgeführt werden. Besitzer, deren Häuser ganz vernichtet sind, und deren sind etwa 10, sind bei obiger Verteilung nicht bedacht, sondern sollen noch besondere größere Berücksichtigung ihrer Schäden erfahren. Eine Hauptursache, daß das Wasser innerhalb der Stadt schon seit einer Reihe von Jahren bei Überschwemmungen und Gewitterniederschlägen hoch und in diesem Frühjahr ungemein hoch gestiegen, liegt darin, daß am unteren Ende der Stadt am Sorgefluß eine Mühle ohne Freiwasserläufe sich befindet — der Fluß hat sich dort neben der Mühlenwehr jetzt einen eigenen Nebenabfluß gebildet und dabei ein Haus total fortgerissen — ferner, daß der Fluß in der Stadt vor der sogenannten, jetzt durch die Pluten fortgerissenen Klosterbrücke eine starke Krümmung fast im rechten Winkel hat und die Ufer innerhalb der Stadt überhaupt durch Erdansättungen und Bollwerke verengt worden sind. Die Uferbewohner sind also zum Teil selbst Schuld an der übermäßigen Ueberflutung des Flusses. Es ist nunmehr in Aussicht genommen, aus öffentlichen Mitteln den Fluß an der eckigen Stelle im Bogen zu leiten und zu verbreitern und überhaupt die Weite der Ufer durch Marksteine festzustellen. Allerdings müßte wohl auch dafür gesorgt werden, daß an der am unteren Fluße gelegenen Mühle das Wasser neben dem Mühlenrohr durch einen zweiten Wassergang frei und gerader abfließen könnte. Denn auch dort beginnt wiederum eine starke Flußkrümmung. Es verlautet, daß der Sorgefluß überhaupt in der Gegend von Christburg reguliert und zu diesem Behufe eine Entwässerungsgenossenschaft gebildet werden soll. Das scheint allerdings das Beste zu sein, wenn alle diejenigen, welche ein Interesse am Sorgefluß und dessen Wasserabgang haben, in öffentlichem Interesse zu einer Genossenschaft vereinigt würden. Der Fluß und seine Ufer würden dann Kürzungen und Schädigungen, welche Privatinteresse leicht verursacht, weniger ausgeübt sein und würden eher in Ordnung gehalten werden; ganz zu zügeln ist kein Fluß, am wenigstens der Sorgefluß, welcher mit einem Gebirgsbach von der Quelle bis Christburg zu vergleichen ist. Unterhalb der Stadt in der Ebene ist das Flußbett früher tiefer gewesen, denn der Fluß war, wie aus dem Privilegium der Stadt hervorgeht, früher bis zur Stadt schiffbar. Nach der offiziellen preussische Geograph, der Prediger Henneberg, welcher Kreußen seiner Zeit bereiste und die Lokalkitäten in Augenchein nahm, schreibt im Buche über die Seen, Ströme, Flüsse in Preußen, Königsberg 1895 S. 21: „Surgone oder Sirge entspringt zu Brieschmark aus dem Schlossee, fließt sehr trüb herum auf Christburg, da wird sie schiffreich, feld in den See Draußen.“ Noch bis vor etwa 30 bis 40 Jahren kamen Rähne (Dribuffe) aus der Niederung an Wochentagen und Jahrmärkten mit leichten Waren beladen bis an die Stadt, den Fluß hinauf bis an die untere Mühle

gefahren. Der Fluß ist vernachlässigt und muß es wohl so lange bleiben, als nicht eine Genossenschaft oder der Staat die Regulierung in die Hand nimmt. Die Uferbesitzer dürften schwerlich im Stande sein, ein derartiges Wasser so in Ordnung zu halten, wie es die Sachlage erheischt. Eine einzige Ueberschwemmung, wie sie in diesem Jahre gewesen, ist im Stande, jahrelange Arbeiten des einzelnen Privatbesizers in der Nähe des Flusses zu vernichten. Ultra posse nemo tenetur, zumal nicht bloß die unmittelbaren Uferbesitzer, sondern auch weiter entfernt Wohnende Interesse an der Sache haben, wie die diesjährige Ueberschwemmung deutlich bewiesen. Offenbar liegt in der ganzen Sache nicht Privatinteresse, sondern öffentliches Interesse sowohl des Staates wie eines größeren Komplexes von Interessen vor, und da ist der Weg der Genossenschaft angezeigt. Von hier fuhr der Herr Regierungspräsident heute zu Wagen nach Baumgarth, wo das Ueberschwemmungsgebiet der Drausensee-Niederung beginnt, um von da zu Schiff nach Altdorff zu begeben. — Gutem Vernehmen nach wird auch in diesem Jahre Kronprinz Wilhelm, welcher vor wenigen Tagen aus der von dem Großhändler Herzog geschenkten Summe von 100 000 M. der Stadt Christburg 5000 M. überweisen ließ, zur Jagd nach dem benachbarten Prädelsitz wiederum auf einige Tage bald herüberkommen.

\* **Aus dem Schlochau Kreise, 9. Mai.** Auch im hiesigen Kreise hat sich das aus den asiatischen Steppen der Mongolei stammende Steppenpferd niedergelassen. So ist auf der Gemarkung Gut Gr. Konarzyn ein lebendes von Arbeitern aufgegriffen worden. Man sieht diese Vögel hier in Scharen bis 15 und noch mehr herumfliegen. Da dieser Vogel hier noch nicht bekannt ist, so wäre es zu wünschen, wenn Jagdberechtigte, hierauf aufmerksam gemacht, denselben schonen möchten. Die „Germania“ beschreibt den Vogel in Nr. 103 wie folgt: „Der Vogel (d. i. das Steppenpferd) ist nicht ganz so groß als das Rebhuhn, die Hauptfärbung ist lehmgelb bis habellenfarben, der Kopf, besonders die Kehle und die Augengegend, schmutzig orange, die Brust grau und der Bauch schwarz. Der ganze Rücken ist mit schwarzen Querbinden versehen, und die Flügel zeigen eine dunkelbraune Binde. Besonders leicht kenntlich ist der Vogel an den in lange, feine Spitzen auslaufenden ersten Schwingen und mittleren Schwanzfedern, sowie an den mit nur drei Zehen versehenen Füßen, welche bis zu den Zehen herab haarartig befiedert sind und ganz eigentümliche schuppenartig bekleidete Sohlen zeigen. Diese Kennzeichen genügen, um jede Verwechselung mit irgend einem anderen Vogel auszuschließen.“ Es wäre diesem Berichte noch hinzuzufügen, daß um den Hals des Steppenpferdes tragenförmig sich eine schwarze Binde zieht.

\* **Flatow, 8. Mai.** Die gestern hier abgehaltene Kreis-Lehrerkonferenz war von ca. 150 Lehrern des Inspektionsbezirktes Flatow besucht; auf derselben hielt der Direktor des Provinzial-Museums, Herr Dr. Conwenz-Danzig, einen hoch interessanten und lehrreichen Vortrag über die naturhistorischen Vorkommnisse in unserer Gegend. Aus dem Vortrage sei erwähnt, daß im Kreise Flatow vielfach prähistorische Funde gemacht worden sind. Aus der Steinzeit sind Steinhämmer und Urnen gefunden worden. Von letzteren sind einige vorhanden, auf denen sich Zeichnungen, allerdings primitivster Art, befinden. In der Forst von Vandsburg befindet sich eine „Schlangeneiche“ und eine „Pyramiden-Weißbuche“, die einzigen in der ganzen Provinz Westpreußen. An seltenen Vögel haben sich in letzter Zeit besonders gezeigt der „Tannenhefer“, ein Vogel Japans, der durch einen Mißwuchs der ihm zur Nahrung dienenden Furcht der Zirkelfleier aus seiner Heimat vertrieben ist und das Steppenpferd, das aus Ostasien zu uns gekommen ist.

\* **Aus Ostpreußen, 9. Mai.** Die in Liquidation befindliche ostpreussische Viehverversicherungs-Gesellschaft schreitet allgemach ihrer Auflösung entgegen. Auch für das vergangene Jahr ist der „Pr. L. Z.“ zufolge ein Verlust von 9729 M. zu verzeichnen, das ist immerhin noch weniger als in früheren Jahren, betrug doch der Verlust im Jahre 1886 22 114 M. Im Interesse der Vieh haltenden Besitzer ist der Verfall der Gesellschaft sehr zu beklagen. Anzuerkennen ist aber die Bemühung der Liquidatoren, das Geschäft der Liquidation mit thätigster Schonung der Mitglieder zu Ende zu führen, ihr Erfolg geht aus obigem hervor.

\* **Wormditt, 9. Mai.** Gestern wurden auf Veranlassung des Kreisierarztes Vogel hier zwei Pferde, eines dem Aderbürger Fr. Buchholz, das andere dem Fleischermeister Borchert gehörig, wegen Roffkrankheit getötet.

\* **Königsberg, 9. März.** Zu Vorsitzenden der verschiedenen Prüfungskommissionen für das höhere Schulwesen sind seitens des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten bei der hiesigen Universität für das Jahr 1888/89 folgende Herren ernannt worden: 1) Zu ordentlichen Mitgliedern: Geheimrat Professor Dr. Friedländer für alte Sprachen, Geheimrat Professor Dr. Schade für Deutsch, Professor Dr. Glend für Geschichte, Professor Dr. Hahn für Geographie, Professor Dr. Schöne für alte Sprachen als Ersatz für Professor Dr. Ludwig, Professor Dr. Roffen für Chemie, Professor Dr. Kühner für neuere Sprachen, Professor Dr. Cornill für evangelische Theologie, Professor Dr. Dietrich-Bransberg für katholische Theologie, Professor Dr. Braun für Philosophie; 2) außerordentlichen Mitgliedern: Professor Dr. Branco für Mineralogie, Professor Dr. Chun für Zoologie, Professor Dr. Kürsten für Botanik, Professor Dr. Volkman für Physik.

## Bermischtes.

\*\* Ueber ein schweres Eisenbahn-Unglück wird aus New York gemeldet: Bei Locust Kap in Pennsylvania löste sich der erste Teil eines aus 75 Waggons bestehenden Güterzuges los und wurde am Fuße eines steilen Abfalles aufgehalten. Da die Bremsen des zweiten Teiles des Zuges versagten, so kam derselbe ins Laufen und stieß auf den stehenden ersten Teil. Ein mit Pulver beladener Waggon explodierte und zerstörte siebenzehn in der Nachbarschaft liegende Häuser, welche von Bediensteten der Reading-Eisenbahn-Gesellschaft bewohnt waren. Die Kohlenvorräte und die Trümmer fingen Feuer. Acht Personen, meistens Kinder, verbrannten; viele sind teils schwer, teils leicht verwundet. 12 Waggons sind zertrümmert.



### Danziger Standesamt.

Geburten: Arb. Ferdinand Schönnagel, T. — Arb. Heinrich Bormann, S. — Schriftf. Franz Borchert, S. — Arb. Wilhelm Koczuski, T. — Arb. Otto Kuch, S. — Böttcherge. Karl Janke, S. — Buchbinderge. Franz Kessler, T. — Landeshauptkass. Buchhalter Alexander Pawlowski, T. — Gastwirt Heinrich Damachse, T. — Schlosserge. Richard Siebert, T. — Maurerge. Friedrich Basse, T. — Hauptmann im Ingenieur-Korps Friedrich August Felix Kochs, S.

Aufgebote: Kaufmann Friedrich Wilhelm Max Langsfeld hier und Emma Braun in Neumark — Augenarzt Dr. med. Gottlob Friedrich Otto Schwarz in Leipzig und Klara Bertha Margarethe Walter daselbst. — Braumeister Ludwig Hartweg in Marienburg und Wilhelmine Regine Ernestine Grillmeier hier. — Uhrmacher Karl Georg Jähfeld und Hedwig Baleska Erdmunde Wäferling. — Dr. phil. Arthur Theodor Ludwig Seligo in Heiligenbrunn und Julie Gottliebe Adelheid Braun in Kafel. — Schlosser Arnold Oswald Sacher in Braust und Marie Wilhelmine Albertine Jenke daselbst.

Todesfälle: Frau Marie Wittmann, geb. Girowski, 33 J. — T. d. Steuermanns Stanislaus Konarzowski, todtgeb. — T. d. Uhrmachers Robert Spindler, 3 M. — Frau Barbara Gade, geb. Ugin, 71 J. — S. d. Sattlermeisters Theodor Burgmann, 16 Jg. — Witwe Florentine Renate Behrend, geb. Prohl, 66 J. — Arbeiterin Luise Schillbeck, 82 J. — T. des Zuschneiders George Lepinski, 3 M. — S. d. Arb. Otto Kuch, 2 Std. — S. d. Heischlägerge. George Huie, todtgeb. — Arb. Ferdinand Rudolf Blaumann, 29 J. — Uebel: 3 T.

### Errianten.

A. B. Da der weitaus größte Teil unserer Leser nicht spielt, würden wir, wenn wir Ihren Wunsch erfüllen wollten,

genötigt sein, die Mehrzahl der Leser erheblich zu schädigen. Auch wäre die Sache für uns mit beträchtlichen Unkosten verknüpft.

### Milde Gaben.

Bei der Expedition ging ein: Für das St. Marien-Krankenhaus in Danzig: Bei einer Nachhochzeit gesammelt von Frau Stefanie Kirchner 6 M.

### Danziger Viehpreise.

Preisnotierungen der großen Mühle von Bartels & Co. vom 11. Mai 1888.

Weizenmehl per 50 Kilogr. Kaffermehl 18,50 M. — Extra superfine Nr. 000 14,50 M. — Superfine Nr. 00 12,50 M. — Fine Nr. 1 10,50 M. — Fine Nr. 2 8,50 M. — Mehlabfall oder Schwarzmehl 5,00 M.

Roggenmehl per 50 Kilogr. Extra superfine Nr. 00 11,00 M. — Superfine Nr. 0 10,00 M. — Mischung Nr. 0 und 1 9,00 M. — Fine Nr. 1 7,80 M. — Fine Nr. 2 6,60 M. — Schrotmehl 7,00 M. — Mehlabfall oder Schwarzmehl 5,00 M.

Kleien per 50 Kilogr. Weizenkleie 4,20 M. — Roggenkleie 4,00 M. — Graupenabfall 5,50 M.

Graupen per 50 Kilogr. Perlgraupe 20,00 M. — Feine mittel 17,00 M. — Mittel 13,00 M. — Ordinare 11,00 M.

Grüßen per 50 Kilogr. Weizengrüße 15,50 M. — Gerstengrüße Nr. 1 15,00 M. — do. Nr. 2 13,00 M. — do. Nr. 3 11,50 M. — Safergrüße 13,00 M.

### Berliner Schlachtwiehmärkte vom 7. Mai 1888.

Auftrieb und Marktpreise nach Fleischgewicht, mit Ausnahme der Schweine, welche nach Lebendgewicht gehandelt werden. Rinder: Auftrieb 4261 Stück. (Durchschnittspreis für 100 kg.) I. Qualität 100—106 M., II. Qualität 90—96 M., III. Qualität

76—86 M., IV. Qualität 62—72 M. Schweine: Auftrieb 8917 Stück. (Durchschnittspreis für 100 kg.) Mecklenburger 82 M., Landtschweine: a. gute 78—80 M., b. geringere 72—76 M., bei 20 % Tara, Bafonh — M., Serben — M., Ruffen — M. Kälber: Auftrieb 2032 Stück. (Durchschnittspreis für 1 kg.) I. Qualität 0,84—1,00 M., II. Qualität 0,60—0,80 M. Schafe: Auftrieb 24 924 Stück. (Durchschnittspreis für 1 kg.) I. Qualität 0,78—1,00 M., II. Qualität 0,56—0,76 M., III. Qualität — M.

### Kirchliche Anzeigen.

Samstag, den 13. Mai.

**St. Brigitta.** Am Kirchweihfest. Frühmesse 7 Uhr. Hochamt mit Predigt 9 1/2 Uhr. Nachm. 3 Uhr Vesperandacht. Militär-gottesdienst. Hl. Messe m. polnischer Predigt 8 Uhr Herr Divisionspfarrer Dr. v. Mieczkowski.

**St. Joseph.** Hochamt mit Predigt 9 1/2 Uhr. Nachm. 3 Uhr Vesperandacht.

**Königl. Kapelle.** Frühmesse 7 1/2 Uhr. Hochamt und erste hl. Kommunion der Knaben 9 Uhr. Nachm. 3 Uhr Vesper- und Maiaandacht.

**St. Nikolai.** Frühmesse 7 und 8 Uhr. Hochamt mit Predigt 9 1/2 Uhr Herr Vikar Rucinski. Nachm. 3 Uhr Vesperandacht.

**Kapelle des St. Marien-Krankenhauses.** Hl. Messe 6 1/2 Uhr. Abends 6 1/2 Uhr Maiaandacht mit Predigt.

**St. Ignatius in Alt-Schottland.** Hochamt m. Predigt 10 Uhr. Nachm. 3 Uhr Vesperandacht.

**St. Hedwig in Neufahrwasser.** Hochamt mit Predigt 9 1/2 Uhr. Nachm. 3 Uhr Vesperandacht.

**Dreifaltigkeitskirche in Oliva.** Frühmesse 7 u. 8 Uhr. Hochamt mit Predigt 10 Uhr. Nachm. 3 Uhr Vesperandacht.

## Verpachtung.

Die bei Gr. Bacoltowo belegenen Pfarrländereien, gegen 260 Morgen, sollen auf zwölf Jahre vom 1. Juli cr. ab verpachtet werden.

Dierzu steht Termin auf **Mittwoch den 23. d. Mts.,**

**Vormittags 10 Uhr,**

in hiesigen Pfarrhause an, wo auch die Pachtbedingungen eingesehen werden können.

Versteigerungsantrag 300 Mark.

**Kauernick, den 6. Mai 1888.**

**Der katholische Kirchenvorstand.**

**4000 Mark** auf sichere Hypothek sofort zu vergeben. Abr.

unter **N. 20** in der Exped. d. Bl. einzureichen.

Agenten verboten.

### H. Fränkel,

Langgasse 48, am Rathhause, empfiehlt

**ff. Filzhüte,** anerkannt echtfarbig,

**1888er Cylinderhüte,**

**Confirmanden- u. Schülerhüte** zu Fabrikpreisen,

**Strohhüte**

bis zu den feinsten Geflechten in über-

raschend großer Auswahl.

**Vorjährlige Filzhüte und Strohhüte** bedeutend unterm Kostenpreise.

### Jede Gattung Wagen

als: Tafel-, Korb- und Arbeitswagen, sowie gut trockene Räder stehen zu soliden Preisen zum Verkauf bei

**A. Knitter,**

Stellmachereimeister und Wagenbauer, Ronik, Schützenstraße.

**Blumen- und Gemüsepflanzen** sind zu haben im bischöflichen Garten in Pelpin bei **A. Rapior.**

### Frischen Spargel

empfiehlt **Aloys Kirchner,** Boggenpühl 73.



### Bon Marché,

elegantester Herren-Handsuh, feinste Qualität, unübertroffene Ausführung in Steppnaht und Farben, bietet volle Garantie für Sitz und Haltbarkeit.

**A. Hornmann Nachf.,**

**V. Grylewicz,** 51, Langgasse 51.

### Grundstücksverkauf.

Wein in hiesiger Stadt, vis-à-vis der katholischen Kirche und unweit des Marktes belegenes und zu jedem Geschäftseignendes Gebäudegrundstück nebst Hausgarten, in welchem Gebäude auch seit mehreren Jahren ein Bismacher- und Wollwaaren-Geschäft betrieben wird, bin ich willens preiswerth bei einer Anzahlung von 6000 Mark zu verkaufen oder mit dem 1. October cr. zu verpachten.

**Berent Weitzpr.,** den 8. Mai 1888.

**J. Skwierawski,** Uhrmacher.

### Glasmalerei

von

**A. Redner,**

Breslau, Monhauptstraße 7,

empfiehlt sich zur Anfertigung von

**Kirchenfenstern jeden Stils in Figuren,**

Teppich, sowie einfacher Bleiverglasung

bei mäßigen Preisen und Gewährung

von Ratenzahlungen.

## Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin

(Gegründet 1850)

von

**C. Bergmann,**

Danzig, Hundegasse 105,

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von **Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren** in allen Holzarten, bei bekannt solider Ausführung und billigsten Preisen.



**Complete Geläute, Einzelne Glocken.**

**Eiserne Glockenstühle.**

Verantwortlicher Redakteur: Joseph Baum in Danzig.

## Zu den bevorstehenden Annahmen der Kinder zur ersten heil. Communion

empfiehlt:

## Gebet- und Gesangbuch

von Fr. Landmesser

von den einfachsten bis zu den elegantesten Einbänden zu billigsten Preisen.

**H. F. Boenig.**

## Sonnen-Schirme

empfehle in bekannt größter Auswahl zu billigsten Fabrikpreisen.

## Adalbert Karau,

Schirm-Fabrik,

Danzig, Langgasse Nr. 35.

Gummi Olibanum orientale electum } per Pfd. M. 3,40,  
Gummi Olibanum in lacrymis electum } per Pfd. M. 1,20,  
Gummi Olibanum in granis naturale } per Pfd. M. 0,60,

Styrac. calam. per Pfd. M. 1,20,

Succinum raspatum citrinum (Bernstein) per Pfd. 60 Pf.

empfehle den hochwürdigen Herren Geistlichen bei Entnahme eines 10 Pfund-Post-Collis franco jeder Poststation des deutschen Reiches;

ferner offerire:

**superior Stearinkerzen** (feinstes Motardsches Fabrikat), in allen gangbaren Packungen, bei Entnahme eines Centners mit M 53, beim 1/2 Centner M 54, darunter bis zu 5 Pfd. 55 S., das einzelne Pack mit 60 S.

**Aloys Kirchner,**

Boggenpühl 73.

## Schwarze Cachemires,

Meter von 75 Pf. an, empfiehlt in nur reellen Fabrikaten

**B. Grossmann,**

19, Holzmarkt 19.

Proben gratis und franco!

Nichtconvenientes wird bereitwilligst umgetauscht!

## Gebr. Freymann,

Kohlenmarkt 30, Seite der Hauptwache,

empfehlen:

**Herren-Anzüge** nach Maaf gearbeitet, aus nur reinwollenen

dauerhaften Stoffen, à 24, 27, 30, 33 M.

**Herren-Anzüge** nach Maaf gearbeitet, aus feinsten Diagonal-

und Kammgarnstoffen, à 36, 40, 45, 50 M.

Gleichzeitig bemerken, daß nur tadelloser Sitz und saubere Arbeit abgeliefert wird.

**Complete Anzüge**

vom Lager aus dauerhaften reinwollenen Stoffen sauber gearbeitet, à 15, 18, 21 bis 30 M.

**Herren-Ueberzieher**

in großer Auswahl, 10, 12, 15, 18 M.

Druck und Verlag von H. F. Boenig in Danzig.





## des Westpreussischen Volksblattes.

N<sup>o</sup>. 19.

Danzig, den 13. Mai.

1888.

### Die Maiandacht.

Die Feste mancher Heiligen werden in einzelnen Ländern mit besonderem Eifer und mit Vorliebe gefeiert, die Feste der heiligen Jungfrau und Gottesmutter Maria aber werden in der ganzen katholischen Welt mit gleich hoher Bereitwilligkeit begangen und es wird ihr in allen Zungen der katholischen Christenheit in gleicher Begeisterung mit Herz und Lippen gehuldigt. So viele Marienfeste auch das Kirchenjahr in seinem Umlaufe bringen mag, jedes von ihnen wird von dem ganzen katholischen Volke in gehobener Stimmung gefeiert. Ja die christliche Frömmigkeit begnügt sich nicht einmal mit diesen zahlreichen Festen, sie hat der Verehrung und Anrufung der unbefleckten Empfangenen und allezeit reinen Gottesmutter einen ganzen Monat, den Mai, geweiht. Sie schmückt während dieser 31 Tage den Altar und die Statue der Himmelskönigin mit den schönsten Blumen der Jahreszeit, und allabendlich strömen die Gläubigen zusammen, um im Verein mit den Engeln die Gnadenvolle zu grüßen und den zu preisen, der sie so herrlich gemacht hat. Woher aber kommt diese so große Vorliebe der katholischen Christenheit für die Andacht zur hl. Jungfrau? Diese Vorliebe beruht zunächst darauf, daß Maria am Sternenhimmel der Heiligen gleich dem Monde alles überstrahlt und soviel durch ihre Macht und Gnade bei ihrem Sohne vermag, daß niemals weder eine Menschen- noch eine Engelnatur größere Macht erlangt hat oder erlangen kann. Doch ist dieses nicht der einzige Grund für die Verehrung Mariä, es giebt noch etwas anderes, es ist ein geheimnisvoller in Maria, der wie ein Magnet die Herzen der Christen zu Maria zieht.

Ein berühmter Bischof hat das schöne Wort gesprochen: „Das wirksamste Mittel, welches uns Gott gegeben hat, die Herzen anderer zu gewinnen, ist die Güte.“ Ja da, wo die Güte sich zeigt, werden die Herzen angezogen, wie das Eisen vom Magnet. So lange Gott im A. B. nur vorzüglich seine Größe und Majestät offenbarte, wurde er von der Menschheit nicht so wohl geliebt als gefürchtet. Als aber Gott geliebt werden wollte, sagt der hl. Bernhard, da hat er seine Güte geoffenbart.

Gottes Güte und Menschenfreundlichkeit ist in seinem Sohne sichtbar erschienen. Und als nun das ganze Uebermaß dieser göttlichen Liebe von Bethlehem bis auf den Kalvarienberg aller Welt offenbar geworden, da ging auch das Wort des Herrn in Erfüllung: „Wenn ich erhöht sein werde, werde ich alles

an mich ziehen“ — durch die Bande der Liebe. Es scheint nun, als ob Gott hierin nichts mehr thun könnte, als ob er uns nach Bethlehem, nach dem Kalvarienberge und nach dem hl. Altarssakramente fernere Beweise seiner Liebe nicht mehr geben könnte, mit einem Worte, es hat den Anschein, als habe er alles erschöpft. Gewiß, es unterliegt keinem Zweifel, einen stärkeren Beweis seiner Liebe kann er uns nicht geben, als wir im hl. Altarssakramente haben, aber er hat hierin doch noch etwas gethan. Noch eine andere Güte offenbart sich uns, zwar nicht eine göttliche Güte, aber eine Güte, die unserm beschränkten Auffassungsvermögen zugänglicher, eine rührendere, eine sichtbarere Güte, eine Güte, die noch geeigneter ist, uns, wie die hl. Schrift sagt, in den Schlingen der Liebe zu fangen. Denn sehet, wie Gott zwischen die Majestät des Vaters, der im Himmel ist, und die schuld bare Menschheit die Güte seines Sohnes, eine göttliche und menschliche Güte zugleich, gestellt hat, so hat er zwischen die Güte seines Sohnes und unser Elend eine andere Güte gestellt, und diese Güte ist keine andere, als die hl. Jungfrau selbst.

„Ich bin die Mutter der schönen Liebe,“ heißt es in der hl. Schrift. Maria ist uns zur Mutter gegeben worden. Als Jesus am Kreuze zu Maria sprach: „Weib, sieh' da deinen Sohn!“ sind in Johannes alle Christen die Kinder Marias geworden. Maria ist unsere Mutter! Wer von uns aber kennt nicht die Güte eines Mutterherzens, eine Güte, der auf der weiten Erde keine zweite gleich kommt, wer kennt nicht jene unermüdete Sorgfalt für das teure Leben des Kindes, jene sich selbst vergessende Hingebung für das Glück und die Wohlfahrt des Kindes, wie sie nur eine Mutter zu üben vermag? Was ist aber die Liebe einer leiblichen Mutter gegenüber der Liebe unserer geistigen Mutter Maria? Wenn man auch die Güte aller irdischen Mütter, alle ihre Selbstlosigkeit, alle ihre Opferwilligkeit, alle ihre Hingebung in einem Herzen vereinigen wollte, so wäre dies Herz doch nur nach dem Ausdrücke eines eifrigen Verehrers Marias wie ein Stück Eis gegen das von Liebe glühende Herz Marias. Und ist nicht schon die irdische Mutterliebe so rührend und gewinnend, wie viel mehr erst die himmlische Mutterliebe Marias zu uns! Bedarf es daher, um zu erklären, warum wir so oft und so gerne unsere Zuflucht zur hl. Jungfrau nehmen, etwas anderes als die Gewißheit: Maria ist unsere Mutter? Ihre Augen sind vom Himmel herab stets auf ihre Kinder gerichtet, ihre Hände stets ausgestreckt, uns aufzuheben, ihr Mutterherz stets offen, unsere Seufzer, unsere Thränen, unsere Gebete aufzunehmen!



Ja die Mutterliebe Marias zieht alle christlichen Herzen an sich und wenn dies im Maimonat noch mehr als sonst geschieht, so ist auch dies leicht zu erklären. Was ist denn die Maiandacht? Es ist ein Fest Mariä, der Mutter aller christlichen Familien. Nun wißt ihr aber, wenn in einer Familie ein Fest der Mutter gefeiert wird, sind die Herzen ihrer Kinder weicher; diese Herzen fühlen sich stärker zum Herzen der Mutter hingezogen und auf der andern Seite erweitert sich auch das Herz der Mutter vor Zärtlichkeit und sie fühlt das Bedürfnis, ihre Güte und Zärtlichkeit, ihre Gutthaten und Geschenke in noch reicherer Fülle als sonst zu spenden.

Im Reiche der Gnade ist es ähnlich wie im Reiche der Natur. Die Maiandacht ist ein Fest unserer Mutter, die im Himmel ist. Wundert euch daher nicht, daß das Herz dieser Mutter auch während dieser Tage noch mächtiger anzieht als zu anderer Zeit. Wundert euch nicht, daß auch die heil. Jungfrau, eure Mutter, das Bedürfnis fühlt, eurem Vertrauen und eurer Liebe mit zahlreicheren und größeren Erweisen ihrer Güte zu entsprechen.

Aber das ist nicht alles. Gott hat uns in der Jungfrau Maria nicht nur die Mutter der schönen Liebe, sondern auch die Mutter der Barmherzigkeit gegeben, und dies ist ein fernerer tieferer Grund, weshalb sich ihr alle Herzen zuwenden, nicht allein die reinen Herzen, die Herzen der Jungfrauen und Heiligen, sondern auch die besudeltsten und schuldbelastetsten Herzen. Ja, Maria ist nicht nur eine Mutter, sondern sie ist auch eine barmherzige Mutter.

Was geht in dem Herzen einer irdischen Mutter vor, wenn sie ihr Kind von einer gefährlichen Krankheit befallen und heftigen Schmerzen preisgegeben sieht? Das heil. Evangelium erzählt uns, daß einst eine Kananiäerin, welche eine kranke Tochter hatte, zum Heiland kam, sich weinend ihm zu Füßen warf und um Hilfe bat. Und was sagte sie da? Sie rief: „Sohn Davids! Erbarme Dich meiner!“ Beachtet wohl, sie sprach nicht: Erbarme Dich meiner Tochter, sondern: Erbarme Dich meiner! Und warum? Weil sie die Schmerzen in ihrem eigenen, in ihrem Mutterherzen fühlte. Ja jede Mutter kann in betreff ihres kranken Kindes sagen: mein Kind leidet, aber ich habe seine Schmerzen. Und was geschieht erst, wenn die Mutter ihr Kind mit dem Tode ringen sieht? O da vollzieht sich in dem Herzen einer wahren Mutter ein heroisches Opfer, wie die heil. Schrift selbst bezeugt, indem sie eine solche Mutter das erhabene Wort sprechen läßt: „O mein Kind, wer giebt mir, daß ich für dich sterben darf!“ Und doch handelt es sich hier nur um körperliche Schmerzen, um leiblichen Tod. Ist das Kind aber an der Seele krank, ist es schuldbelastet und vom ewigen Tode bedroht, o dann ist das Herz einer christlichen Mutter von noch unvergleichlich größerer Zärtlichkeit gegen das unglückliche und schuldige Kind erfüllt, und mit einer Hoffnung, die nichts erschüttern, und einer Ausdauer, die nichts ermüden kann, kämpft sie gegen das Übel, welches die Seele ihres Kindes verwüftet.

(Schluß folgt.)

## Maria, die Zuflucht der Sünder.

Wir erzählen im Folgenden eine Geschichte, welche in ergreifender Weise zeigt, wie der Mensch, wenn er sich vom Glauben lossagt und dem Unglauben in die Arme wirft, mehr und mehr verkommt und sich immer weiter auf die Wege der Sünde und des Lasters, ja, selbst der größten Verbrechen verirrt. Denn es liegen in der erbsündig verderbten menschlichen Natur mächtige böse Neigungen; der Mensch ist von Natur und für sich allein zu schwach, sie zu beherrschen; er bedarf dazu der Zügel des Glaubens und der Gnade; werden diese beseitigt, so sind die bösen Neigungen gewissermaßen entseelt und gleichen entzügelten wilden Tieren, welche den unglücklichen Menschen, indem sie ihn von Sünde zu Sünde, von Laster zu Laster zerren, mehr und mehr ins Verderben bringen.

Alfred stand noch in den Jünglingsjahren, als seine Eltern in rascher Folge starben. Zu seinem künftigen Berufe hatte er die Kameralwissenschaft gewählt und eine Hochschule bezogen, deren Sitz von seinem Wohnorte ziemlich weit entfernt lag. Er war mündig geworden, niemand konnte seinem Willen Einhalt gebieten. So ergab er sich einem ausschweifenden Leben, zumal seine Vermögensverhältnisse recht günstige waren. Seine Menschenwürde erniedrigte er vor Gott, vor sich selbst, vor allen Gutgesinnten und dennoch hielt er streng an einem äußern Schein von Ehre, wie derselbe in gewissen gesellschaftlichen Kreisen zur Geltung kommt. Vorn suchte er jede Gelegenheit auf, in Duellen Proben abzulegen von seiner Gewandtheit im Gebrauch der Waffen, von seinem, wie er wähnte, hervorragenden Mut, mochte nun die ihm zugefügte Beleidigung von ihm selbst hervorgerufen, mochte sie noch so unbedeutend sein, oder gar nur in seiner Einbildung liegen.

Selbst eine unbedeutende Beleidigung, welche ein Studien-genosse gegen ihn verschuldet hatte, veranlaßte eine Herausforderung zum Zweikampfe auf Pistolen. Als Beleidigter hatte Alfred den ersten Schuß. Er hatte so gut gezielt, daß der Gegner tot zu Boden fiel. So war der Unglückliche also zum Mörder geworden. Er stellte sich vor Gericht und ward zu mehrmonatlicher, strenger Festungshaft verurteilt; freilich eine himmelschreiend kleine Strafe für ein solches Verbrechen! Während seiner Strafzeit war der Verhaftete von allen weltlichen Zerstreuungen ferngehalten. Langerweile nötigte ihn, seinen Studien obzuliegen, was er denn auch mit Eifer that. Nach wiedererlangter Freiheit war er stiller, ernster geworden. Seine frühere Lebensweise gab er zwar nicht gänzlich auf, aber desungeachtet, widmete er viele Zeit der gründlichen Vorbereitung auf die demnächstige Prüfung. Alfred war geistig begabt, er bestand die vorgeschriebene Prüfung mit Auszeichnung, durchwanderte rasch die Kreise des untergeordneten Finanzdienstes und war bereits nach acht Jahren zum Rentbeamten in einem entlegenen Landstädtchen befördert.

Seit seinen Universitätsjahren hatte Alfred in größeren Städten gelebt. Das Gewissen, welches allmählich in ihm wach geworden, hatte er bald in angestrengten Berufsarbeiten, bald im Taumel der Vergnügungen zu ersticken verstanden. Anders gestaltete sich die Lage in seinem jetzigen Landaufenthalte. Seine Geschäfte ließen ihm viel freie Zeit, zwischen ihm und den wenigen Gebildeten des Städtchens kam es nie zu freundschaftlichen Beziehungen, vielmehr schien ihm, daß sich diese wenigen von ihm zurückzogen. Das Maß der ihm gebotenen, anständigen Vergnügungen war deshalb kärglich. Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellten sich körperliche Leiden, die Folgen seiner früheren Ausschweifungen. Alles dieses, wie auch das vorgerückte Alter trug dazu bei, daß sein Gewissen mehr und mehr erwachte und ihm immer häufiger die bittersten Vorwürfe machte wegen des von ihm verübten Mordes. In schlaflosen Nächten glaubte er, den von ihm Erschossenen vor sich zu sehen mit bleichen Gesichtszügen, wie er drohend die fleischlose Hand gegen ihn ausstreckte.

Seit seinen Universitätsjahren hatte er kein Gebet mehr verrichtet, keinen Gottesdienst besucht und die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen. Hätte er ja, wenn er das hätte thun wollen, seinem sittenlosen Leben entsagen müssen! Aber dazu entschloß er sich nicht. Das ist ja oft die traurige Ursache, warum manche von Gebet und Kirchenbesuch und von Beicht und Kommunion ablassen, weil sie von ihren Sünden nicht Abstand nehmen wollen, und eben in Folge davon versinken die Unglücklichen tiefer und tiefer in Sünde und Verfehrtheit. So auch Alfred. Immer mehr gab er sich an die niedrigsten Laster hin und verschwendete dabei sein Geld. Ja, nur zwei Jahre dauerte es, da war sein ansehnliches Vermögen verpraßt, sein Gehalt mit Schulden belastet. Drängende Gläubiger zu befriedigen, griff er und zwar immer von neuem in die Amtskasse, und um seine Unterschlagungen zu verschleiern, ging er



selbst zu falscher Buchführung über. Eines Tages brachte ihm der Postbote einen Brief aus der Kreishauptstadt, dem Sitz der Regierung. Der Brief rührte von einem anonymen Schreiber her und zeigte kurz an, daß sehr bald ein Regierungskommissar erscheinen und das Rentamt visitieren würde. Alfred möge auf seiner Hut sein.

Der Verbrecher erblickte. Daß seine Veruntreuungen im Amte trotz der schlaun Verschleierung derselben früher oder später an den Tag kommen mußten, darüber hatte er nie einen Zweifel gehegt. Für den Fall der Entdeckung aber hatte er längst den Entschluß gefaßt, zu einem Mittel zu greifen, zu dem nur unglaubliche und sittlich verkommene Menschen mit Ueberlegung sich entschließen können: zum Selbstmorde nämlich. Mit diesem Verbrechen sollte denn auch und zwar noch heute, sein ruchloses Leben beschloffen werden. Nur wollte er vorher noch einige Privatverhältnisse ordnen und seine Briefe vernichten. Er verfügte sich deshalb in sein Schlafzimmer, in welchem er seine Papiere untergebracht hatte, und begann mit ihrer Sichtung. Während dieser Beschäftigung fiel ihm ein mit Bindfaden umwickeltes Paket in die Hände. Er entfernte den Bindfaden, den Papierumschlag, und was kam zum Vorschein? Briefe seiner Eltern, seiner gottesfürchtigen und rechtschaffenen Eltern, welche ihn, während er noch an dem von ihrem Wohnorte entfernten Gymnasium weilte, so oft zur Frömmigkeit und Tugend ermahnt hatten. Und ach, er, der ungeratene Sohn, hatte diese Ermahnungen nicht befolgt, hatte durch seinen ärgerlichen Lebenswandel vielleicht dazu beigetragen, die Eltern vor der Zeit in das Grab zu bringen! Was war nun aus ihm geworden? Ein Verworfener, welcher sich selbst verachtete und jetzt sich das Leben nehmen wollte, um der öffentlichen Schande zu entgehen.

Wehmütige Gefühle stiegen in ihm auf, Thränen füllten seine Augen. Unwillkürlich griff er nach einem Briefe. Aus demselben fiel eine Münze auf den Boden. Er hob die „Münze“ auf und hielt eine Muttergottesmedaille in der Hand. Alfred erinnerte sich genau, wie seine Mutter kurz nach ihrer Rückkehr von einer auswärtigen Wallfahrt ihm diese Medaille überschickt hatte. In dem mitgebrachten Briefe, welchen er jetzt las, hatte ihn die Mutter gebeten, diese Medaille stets auf der Brust zu tragen und täglich mindestens ein „Vater unser“ und „Ave Maria“ um die Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau zu beten. Alfred kam es nunmehr deutlich in den Sinn. Das Versprechen, der mütterlichen Bitte nachzukommen, hatte er zwar gegeben, aber ach, keinen Augenblick gehalten! Krampfhaft preßte er die Medaille an seine Lippen.

Gegenüber dem Rentamt stand die Pfarrkirche. Alfred hatte es in seiner Aufregung nicht beachtet, daß gerade die nachmittägige Marienandacht gehalten ward, wie dieselbe während des ganzen Monats Mai in dieser Kirche stattfand. Plötzlich drang Gesang mit Orgelbegleitung an sein Ohr. Er trat an ein Fenster und öffnete halb einen Flügel. Von einzelnen Sangesstimmen tönten die Worte herüber: „Maria, Zuflucht der Sünder!“ Der Chor antwortete: „Bitte für uns!“ Unwillkürlich sank Alfred auf die Kniee und nach langer Zeit zum ersten Male wieder betete er und flehte zu Maria: „Maria, Zuflucht der Sünder, bitte für mich!“ Er verharrte so lange in der knieenden Stellung, bis der Gottesdienst zu Ende ging und der Pfarrer den heiligen Segen sang. Alfred bekreuzte sich und schlug reuig an seine Brust.

Nun war der Gottesdienst zu Ende. Alfred schloß seine Papiere ein und ging in den Pfarrhof. Der Pfarrer war ehemals am Gymnasium ein Mitschüler Alfreds. Die beiden Studiengenossen hatten sich aber, seitdem sie in demselben Städtchen lebten, gegenseitig nur ein einziges mal besucht und dann nur bei zufälligen Begegnungen gesprochen. Der Pfarrer war gerade nach Hause gekommen und fragte sehr erstaunt: „Alfred, was führt Dich zu mir?“

„Ich will beichten und zwar sogleich beichten,“ sagte Alfred mit thränenerrückter Stimme, die Augen zu Boden senkend.

„So komm“ mit in die Kirche,“ verfezte der Seelsorger teilnahmsvoll. „Gott segne Dich ob Deines guten Entschlusses!“

Beide Männer gingen in die Kirche. Alfred kniete im Beichtstuhl nieder. An demselben Abend verbreitete sich das Gerücht im Städtchen: Der Rentbeamte habe sich wegen veruntreuter Gelder selbst vor Gericht gestellt und sei sogleich in Haft genommen worden. Vorübergehende hatten seine Einbringung ins Gefängnis gesehen. Noch in derselben Nacht traf der Regierungskommissar ein. Vom folgenden Tage an ward Alfred täglich zwei mal in einer geschlossenen Kutsche vom Gefängnis zum Rentamt gebracht, um sich wegen seiner verbrecherischen Handlungen zu verantworten. Wenige bedauerten ihn, die meisten sagten: „Gottlob, daß dieser ehrvergeßene Verschwender, dieser herzlose Beamte nicht verheiratet ist und also nicht Frau und Kinder ins Unglück stürzen kann!“

(Schluß folgt.)

## K. Sonntags-Plaudereien.

Das heutige Kapitel soll einem Gegenstande gewidmet sein, welcher sich trotz der schweren Verfolgungen, denen er vor etwa einem Jahrtausend ausgesetzt war, gegenwärtig einer allgemeinen Anerkennung erfreut und in den höchsten wie in den niedrigsten Kreisen zum Aufessen geliebt wird, — ich meine Wurst. Alles geht darauf aus, sie zu vertilgen, selbst Hunde verschmähen ein Stück der feinsten Leberwurst nicht, aber auszurotten ist dieses merkwürdige Fabrikat nicht. Alles in der Welt hat einmal ein Ende, nur die Wurst hat deren zwei, und so ein Endchen Wurst in dem Brotbeutel eines Soldaten ist eine viel angenehmere Zugabe zum Frühstück, wie drei Tage Mittelarrest.

„Was ist eine Wurst?“ fragte der Direktor unseres Gymnasiums bei der Klassenprüfung in der Sexta einen meiner Mitschüler, und dieser, der es aber auch schon längst zum Regierungsrat gebracht hat, antwortete prompt: „Eine Wurst ist ein mit gehacktem Fleisch gefüllter Darm, der oben und unten zugebunden wird.“ Den alten Ägyptern, Persern, Juden, Griechen und Römern waren die Würste ebenso unbekannt, wie die Zigarren und Kartoffeln, und die Deutschen können sich rühmen, die Wurst erfunden zu haben. Nürnberg, welches die Welt ja mit so vielen schönen Sächelchen versieht, ist vor zehn Jahrhunderten die Wiege jenes Fabrikates geworden, welches später in so vielen Abarten die Welt überschwemmen sollte; aber der Erfinder sowohl wie die Nachahmer hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, ihre Produkte lebensfähig zu machen und ihnen den Weg ins Leben zu bahnen. Man entsetzte sich anfangs vor dem Gedanken, Fleisch, Blut und alle sonstigen Abfälle von den Tieren, die man anderwärts nicht verwerten konnte, in einen Schweinedarm zu stopfen und dieses Gemengsel zu verzehren, namentlich war es das Blut, welches Anstoß erregte, und Gesetze und Gerichte gingen mit äußerster Strenge gegen diejenigen vor, welche Wurst fabrizierten, in den Handel brachten und aßen. Manche glaubten, daß bei einer Sache, die mit Blut untermischt sei, der Teufel seine Hand im Spiele haben müsse, und so kam es, daß die „Fleisch-Schlange“, wie man ursprünglich die Würste nannte, gleich dem Biere Jahrhunderte lang verfolgt und teilweise auch unterdrückt wurde. Aber diese „Schlange“ hatte ein sehr zähes Leben, denn sie schlängelte sich durch alle Verordnungen, Erlasse und Verbote geschmeidig hindurch, und weder Kerkerstrafen noch Todesurteile konnten es verhüten, daß sie schließlich als Siegerin dastand. Das arme verfolgte Wurm — denn wurmförmig sind ja alle Würste, — hat offenbar gedacht: „es ist mir alles Wurst, was ihr gegen mich vornehmt, denn ich bin mindestens so daseinsberechtigt, wie Fasteten-, Buddings- und Leberklöße.“

Es giebt allerhand Würste, kleine und große, dünne und dicke, und als nach schwerem Kampfe der Wurst einmal von den fürsorglichen Behörden der Freipaß und Hausierische ausgestellt worden, da versiel die wurststüchtige Menschheit auch ins Extreme und machte Riesengewürste, gegen welche die berühmtesten Klapper- und Seeschlangen keine Kinder sind. Am 1. Januar 1583 trugen die Metzger in Königsberg eine 596 Ellen lange und 434 Pfund schwere Wurst in der Stadt umher; von welchem Schweine der Darm genommen worden war, meldet die Chronik nicht, — vielleicht hat man die nicht mehr brauchbaren Schlänke der Feuerspritzen dazu verwandt. Ueberhaupt scheinen die Königsberger die größten Wurstliebhaber zu sein, denn am 1. Januar 1601 ließen sie abermal eine noch größere Bratwurst, die 1005 Ellen lang war, von 103 Metzgerknechten durch die Stadt nach dem Schlosse tragen, und wurden dem Fürsten, der dort wohnte, 130 Ellen von dieser Wurst verehrt. Man hatte zu derselben, die 490 Pfund



wog, 81 Schinken, die Därme von 45 Schweinen, 1½ Tonnen Salz und 18¼ Pfund Pfeffer genommen; sie kostete 412 Thaler, und die drei Meister und 87 Gefellen hatten bei der Arbeit zwei Maß und eine Tonne Bier ausgekostet, denn Wurst macht Durst. Am 8. Februar 1668 wurde zu Nürnberg von zwölf Gefellen eine Bratwurst in der Stadt herumgetragen, die eine Länge von 658 Ellen hatte, und deren Gewicht 514 Pfund betrug. Heutzutage haben wir zwar sehr große Hauswürste, z. B. Boulanger, Déroulede und Konforten, aber solche Würste kennen wir nicht mehr.

Auf einer Naturforscherversammlung ist einmal die hochbedeutende Frage aufgeworfen worden, welchem Umstande es wohl zu verdanken sei, daß die Menschheit auf die geniale Idee gekommen sei, Wurst zu machen? Da erhob sich ein gelehrter Professor, räusperte sich, hob an und sagte: „Die Leckerei und Gutschmederei, oder die unregelmäßige Neigung zu ausgelesenen Nahrungsmitteln ist die Mutter der Wurst.“ — Da erhob sich ein anderer, ebenso gelehrter Professor, schüttelte sein weißes und weißes Haupt, that den Mund auf und sprach: „Mein geehrter Herr Vorredner hat nur teilweise Recht, denn er hat den Vater vergessen; dieser Vater aber ist ein spekulativer Metzger, der die Leber, die Lungen, das Herz, die Knorpelstücke und sonstige Abfälle seiner Schweine nicht unterzubringen wußte; der es müde war, das Blut seiner Tiere in die Gassenrinne laufen zu lassen, und der auch noch den Därmen ihre Bestimmung anwies, — da erfand er die Wurst!“ Da stand ein dritter Professor auf und rief entrüstet: „Meine Herren, ich kann dem Gesagten nicht beipflichten, denn wenn die Wurst sich nur aus Abfällen zusammensetzte, dann wären auch die Kreis- und Reptilienblätter, die bekanntlich nur aus Abfällen bestehen, Wurst. Das kann ich aber als nationales und erhaltendes Element des Staates nicht zugeben, und ich wünsche jedem, der so etwas zu behaupten wagen würde, eine Wurst an die Nase, wie das ja auch im Märchen vorkommt. Nein, die genauesten historischen Untersuchungen haben ergeben, daß der Erfinder der Wurst ein alter Mann ist, der keine Zähne mehr im Munde hatte, denn Wurst kann man auch ohne Zähne beißen.“ — „Bravo“, hieß es von allen Seiten und das große Rätsel war gelöst.

Die dickste Wurst nennt man „Sülze“, welche sich zu den dünnen, frischen „Bratwürsten“ verhält, wie ein wohlgenährter Kommerzienrat zu einem hungrigen Schneider. Die „Frankfurter“ Würstchen kochen im eigenen Fette und sind als Frühstück gar nicht zu verachten, während „Pferdewurst“ den Briefträgern zu empfehlen ist, da das Pferdefleisch die Eigenschaft haben soll, diejenigen, welche es genießen, in Trab und Galopp zu bringen. „Hausmacherwürste“ denken an, daß sie nicht von Metzgerfabrikanten sind, sondern von den eigenhändigen Besitzern der Schweine, und „Knoblauchwürste“ sind eine Lieblingsspeise für die Israeliten. Im Kriege gegen Frankreich haben die Israeliten massenhaft „Erbsenwurst“ geliefert, an der sie reich wurden; aber sie waren vorsichtig genug, diese Wurst nicht selbst zu essen. „Leberwurst“ wird mit Kartoffelsalat und „Blutwurst“ mit Kommissbrot verzehrt. „Knackwürste“ sind mit dem verstorbenen Sonnenschieber, dem bekannten Pastor Knack, weder verwandt, noch verschwägert, und selbst die verwöhntesten Feinschmecker weisen, wenn sie Appetit haben, weder Gothaer Cervelatwurst, noch Fleisch- und Schinkenwurst zurück. Wurstbrühe ist das Fett der armen Leute. Ein Hund, der ein Stück Wurst im Munde hat, bellt nicht.

Im Mittelalter wurden in manchen Klöstern, wo das Fleischessen unterlag, Würste von Salmen, Hechten und Forellen gemacht, und sollen diese Fabrikate, die allerdings nicht lange haltbar waren, sich durch besonderen Wohlgeschmack ausgezeichnet haben. In unserer nächsten Nähe, auf der Halbinsel Dala, werden heutzutage noch Würste aus Seehundsleber gemacht, welche von Kennern als schmackhaft gerühmt werden. In manchen Ortschaften ist es Sitte, daß jemand, der ein Schwein geschlachtet hat, seinen Verwandten, Bekannten und Freunden eine Wurst zukommen läßt. Aber da gab es einmal in dem Dorfe Dingsda einen Schulzen, der die Würste lieber selbst aß, als daß er sie von andern verzehren ließ, und um mit guter Manier an der Wurstspenderei vorbeizukommen, zog er den Ortsdiener, der ein schlauer Patron war, ins Vertrauen. „Herr Schulze“, sagte dieser, „die Sache ist ganz einfach: Sie sagen, daß Sie die Sau an der Stallthür aufgehängt hätten, und sie Ihnen in der Nacht gestohlen worden sei.“ — „Ausgezeichnet“, entgegnete der Dorfschulze; aber am andern Morgen war die Sau wirklich gestohlen, nämlich von dem klugen Ortsdiener. Als nun der Schulze mit bestürzter Miene seinem Ratgeber den Sachverhalt mitteilte, sagte dieser: „So ist's gut, Herr Schulze; wenn Sie es mit diesem Gesichte den Leuten erzählen, glaubt es jeder.“ — „Nein, nein, die Sau ist wirklich weg!“ — „Ausgezeichnet, Herr Schulze; so müssen Sie sprechen!“

Als die Würste erfunden waren, erfand man auch die Kunst, mit einer Wurst nach einer Seite Speck zu werfen, und in dieser Kunst sollen es Stellenjäger, Streber, Kammerdiener und

sonstige Leute sehr weit gebracht haben. Eine solche Wurst besteht in der Regel aus Bütlingen, Schmeicheleien, Geschenken zc.

In der Politik des Fürsten Bismarck spielt das Gefühl der „Wurstigkeit“ eine große Rolle, und das Gebahren der National-liberalen macht dies sehr erklärlich. Ueber den Ursprung des Wortes „Wurstigkeit“ ist viel gegrübelt worden; ich glaube aber, daß es auf das bekannte Gedächtnis zurückzuführen ist:

Man spricht vom vielen Trinken stets,  
Doch nie vom großen Durste, —  
Was liegt an dem Verluste?  
Es ist mir alles Wurst.

## Vermischtes.

\*\* [Aus der Schule.] Lehrer: „Was ist ein Durchschnitt?“ Schüler: „Ein Durchschnitt ist ein Ding, in das die Hühner Eier legen.“

Lehrer: „Wieso denn?“

Schüler: „Bapa hat neulich gesagt, die Hühner legen im Durchschnitt 120 Eier jährlich.“

\*\* [Gut instruiert.] Herr: „Na, Klara, hat Dich meine Frau nun gut instruiert über Deine Dienstverpflichtungen?“ Dienstmädchen: „O ja, sie hat mir gesagt, ich solle mich vor dem Herrn in acht nehmen. Der mache lauter Dummheiten.“

## Rätsellecke.

(Nachdruck verboten.)

### Rätselsprung.

mal	nie	ist	wie	nie	kann's	glück	gen
glück	von	glück	mand	sich	denkt	son	erja
blick	ein	ist	mand	ein	gen	ban	und
ist	erst	sich	sich	ein	nen	gen	alle
es	nen	glück	blick	ja	und	wunsch	und
wenn	wie	es	herz	war	erst	frist	daß
fühlt	daß	son	ver	heut	ne	leid	gen
ein	es	und	klar	in	gan	er	ob

### Auflösung des Buchstabenrätsels in voriger Nummer:

Amerika, Amme, Arme, Arme, Mama, Maria, Meer, Mai, Mark, Memme, Erika, Emma, Eimer, Ei, Erker, Reim, Imker, Imker, Irma, Kerker, Reim, Ramm, Rammer, Karre und Krimm.

Richtige Lösungen gingen ein von Otto Hallmann, Franz Domagala, Franz Sonnemann, Maria Schulz, Josef Fuchs, Paul Byczynski, F. Welle, ein Küster, Paul Brosowski und Otto Wölfl in Danzig, W. Glowinski in Finkenstein, Wanda Strzelecka in Wapno, Fr. Hoffmann in Steinborn, Theresie Jarszewska in Bischofs, Papan, Kurlandt in Lubnia, Andreas Janowicz in St. Cezin, A. Otto in Zempelburg, Eva Fritz in Abbau Gr. Zirkwitz, Melania Barenbruch in Glusino, Johann Bobber in Polzin, Selma Karpinski in Neustadt, Ida Janzen in Oliva, Clemens Westpfahl in Rofe, Bernhard Gieszynski in Dembitz, Helene v. Zelewski in Neustadt, Dams in Laschowitz, Cl. Weidemann in Altmark, A. Grochowka in Borsdichow, Max Lemke in Strasburg Westpr., Wagner in Long, J. Weidemann in Altmark, Jzwicki in Schönfeld, St. Jordan in Ruzau, Anastasia Kemmer in Heinrichswalde, Prageba Berendt, Carl Rutenkauer hier.



# Skanowanie i opracowanie graficzne na CD-ROM :



ul. Krzemowa 1

62-002 Suchy Las

[www.digital-center.pl](http://www.digital-center.pl)

[biuro@digital-center.pl](mailto:biuro@digital-center.pl)

tel./fax (0-61) 665 82 72

tel./fax (0-61) 665 82 82

**Wszelkie prawa producenta i właściciela zastrzeżone.**

**Kopiowanie, wypożyczenie, oraz publiczne odtwarzanie w całości lub we fragmentach zabronione.**

**All rights reserved. Unauthorized copying, reproduction, lending, public performance and broadcasting of the whole or fragments prohibited.**